

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Roman von Marie Bernhardt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(13. Fortsetzung.)

Ein gedrücktes Schweigen entstand, als die beiden alten Leute das Zimmer verlassen hatten. Nur der Donner grollte jetzt machtvoll, und über den Bäumen des Gartens, die sich im heftig losbrechenden Winde zu wiegen und zu werfen begannen, flammte der Blitz auf im bläulichen Zidzack, riß den wolkendüsteren Himmel von einander und zeigte die bis dahin fast in Nacht getauchte Landschaft plötzlich in grellem Licht. Wie in Angst vor dem Unwetter duckten sich Gräser und Blumen zur Erde, und die hochstämmigen Rosen neigten die Häupter auf ihren langen Stengeln und ließen den jetzt mit aller Wucht herniederprasselnden Regen über sich ergehen. Durch die Lüfte fuhr ein hohles Säusen wie ein wilder Klage-ton, und wieder kam es allgewaltig im Donnerhall heran und löschte alles andere Geräusch und starb in der Ferne als dumpfes Zornesgrollen. —

Annie saß in einem niedrigen Rohrseffel neben

Thella und hatte ihres Verlobten Hand gefaßt; er stand ihr zur Seite und sah in das Wetter hinaus. Seine Braut sah ihm besorgt ins Gesicht. Mochte nur das ungewisse Licht, das bleifarben zu den Fenstern hereinsah, sein Antlitz so fahlbleich? Und woran mochte er denken, während er so an ihr vorüber in den Aufreißer der Elemente hineinsah?

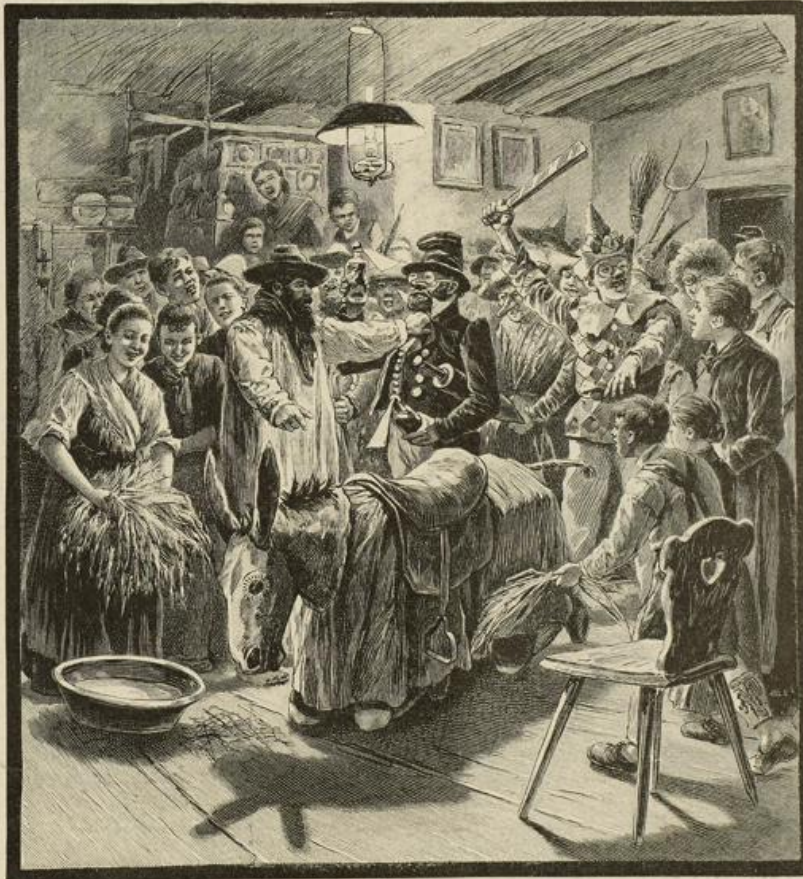
„Immer dieser schwere, welkentüchtige Blick, der nichts mit seinem jetzigen Glück zu thun hatte, der zurückschaute — weit — weit zurück... was mochte er dort sehen?“

„Mit das Gewitter Dir unangenehm?“ fragte Annie ihn nach einer Weile zaghaft.

Er fuhr sehr heftig zusammen.

„Wenn Du so sagen willst — ja! Wenigstens macht es mich nervös! Du weißt“ — sprach er mit einem halben Lächeln, das etwas Erzwingenes hatte — „als Künstler habe ich das Recht, nervös zu sein!“

„Als Kind hatte ich Furcht vor dem



Der Anklöpselesel.

Nach einer Zeichnung von Fritz Bergen.

Donner, denk' nur!" berichtete Annie. „Ich weiß es noch wie heute, — und Thea wird's auch wissen, nicht wahr? — wie mein Vater mich einmal hier an derselben Stelle, wo ich jetzt sitze, auf seine Kniee hob, während es draußen noch viel ärger tobte als heute. Und ich küßte sein Herz ruhig und gleichmäßig gegen mein kleines, verängstigtes Kinderherz schlagen, — ich kann höchstens sechs Jahre alt gewesen sein — und er sagte mir, im Donner spreche Gott zu uns — er selber sei allgewaltig, darum auch seine Stimme, mit der er uns anrede — wir dürfen aber darum nicht erschrecken, nur Ehrfurcht empfinden vor ihm. Und wie ich allmählich ruhiger wurde, fragte der Vater mich, ob ich mich noch fürchte — und ich sagte: „Nein — weil Du bei mir bist!“ Da küßte er mich und hielt mich fest an sich und sagte zuletzt: „So denk' immer, wenn Du den majestätischen Donner hörst, Dein Vater ist bei Dir und hält Dich an seinem Herzen.“ — Das thue ich auch wirklich! Ich wollte, Du hättest unsern Vater gekannt, denn soviel ich Dir auch von ihm erzähle, ein richtiges Bild wirst Du doch schwerlich von ihm bekommen! Bitte, erzähl' Du uns auch einmal recht ausführlich von Deinem Vater! Du hast das bisher noch nie gethan!“

Sie hatte freimüthig und unbefangen gebeten wie ein lebenswürdiges Kind, das der Erfüllung seines Wunsches zum voraus sicher ist. Um so mehr erschrak sie über seine Antwort.

„Wenn ich das bisher niemals that, so hatte ich meine Gründe dafür! Mein Vater war ein unglücklicher Mann, meine Kindheit freudlos, meine erste Jugend hoffnungslos vergiftet. Wenn Du mich liebst, frage mich nie mehr danach!“

Ein betäubender Donnerschlag brach los und überhob Annie der Antwort; sie hätte auch schwerlich eine gefunden, ihr liebliches Gesicht war blaß geworden, und wie schuldbewußt hielt sie die Augen gesenkt. Thekla aber sah unverwandt und aufmerksam in Delmonts Gesicht, und sie gewahrte dort den Ausdruck, dessen sie vorhin gedacht — den Ausdruck innern Kampfes, der alsbald an der innern Muthlosigkeit erlischt! — Er beugte sich jetzt herab und berührte mit seinen Lippen Annie's Haar, küßte dann auch leise ihre Hand, als wollte er sie um Verzeihung bitten; sie lächelte ihm beruhigend zu, aber in ihren Augen stand ein besorgter Ausdruck.

Im den Fensterscheiben trotz der Regen gußweise hernieder; man vermochte nichts mehr draußen zu sehen, in solchen Strömen schossen die grauen Wasserstrahlen herab. Man hörte in den Pfauen, die der Donner machte, nur das Aufklatschen des Regens auf die Zinkplatten der Fenstervorprünge und das Saufen des Windes, der um das Haus stöhnte. Im Zimmer war es so finster, daß man hätte Licht anzünden können.

„Ist Ihnen nicht wohl, Fräulein Thekla?“ fragte Delmont, da er die Kranke mit geschlossenen Augen sich in ihren Sessel zurücklehnen sah.

„Nichts von Belang, ich danke, Herr Professor!“ gab Thekla zurück. „Nur etwas Mattigkeit in Folge der Gewitterschwüle von zuvor!“

Es war Annie's steter Kummer, daß diese zwei Menschen, die liebsten, die sie hatte, nicht vertraulicher mit einander standen. Die förmliche Anrede, das steife Sie verletzten ihr zärtliches Gemüth, aber umsonst war sie bestrbt gewesen, das zu ändern, ruhig und kühl hatte jedes der beiden den Vorschlag einer Abänderung, den sie jedem einzeln gemacht hatte, von sich gewiesen.

Im Hintergrunde des Zimmers marckte leise eine Thür. Die alte Agathe erschien, ein dampfendes Glas in der Linken, das eine weißschäumende Flüssigkeit enthielt; mit der Rechten winkte sie Annie zu sich herüber.

„Du guter, alter Hausgeist hast mir richtig Eierrogg brauen müssen, im festen Glauben, ich hätte mich erkältet!“ rief das junge Mädchen lachend. „Kommst Du denn nicht näher mit Deinem Gebräu? Ich soll zu Dir kommen? Mir auch recht! Aber Agathe,“ — sie war inzwischen aufgestanden und hinübergegangen und flüsterte nun der Alten ins Ohr — „wirst Du denn gar nicht für meinen Verlobten sorgen?“

Die alte Frau warf den Kopf zurück. „Ach, so einem Herrn schadet das bißchen Regen noch lange nichts. Aber Du, mit dem dünnen Sommerkleide und den leichten Halbschühchen . . . sie schlagen durch, die kleinen Schuhe, ich weiß es genau, sie haben Leder und Sohlen wie von Postpapier, und dazu die seidnen Strümpfe! Wenn Du Deine Alte noch

ein bißchen lieb hast und nicht auf den Tod betrüben und ängstigen willst, dann bist Du mein süßes, artiges Bögeltchen und trinkst Deinen Rogg und wechselst in Deinem Zimmer die Fußbekleidung — ja?“

Annie sah in die treuen, besorgten Augen und nickte; mit einem freundlichen: „Gleich bin ich wieder da!“ gegen die beiden am Fenster verließ sie mit Agathe das Zimmer.

Noch nie war Thekla mit Delmont allein gewesen; immer war Annie als vermittelndes Element dazwischen getreten. Es war Thekla zu Sinn, als müßte sie ihn manches fragen, ihm vieles sagen — aber es würde nichts nützen, er war der Mann nicht, zu antworten, wenn er nicht wollte. Da sie ein gleichgültiges Gespräch mit leeren Redensarten nicht führen wollte, so schwieg sie lieber ganz.

Er beobachtete sie von der Seite, wie sie erschöpft und blaß mit übereinandergelegten Händen in ihren Kissen ruhte, in keinem einzigen ihrer scharfgeschnittenen, frühgealterten Züge die flüchtigste Lehnlichkeit mit der jungen, schönen Schwester zeigend. Die Stirn trat, wie von vielem Denken herausgearbeitet, in fester Wölbung hervor, die Augen sahen klug und überlegend drein, um die Lippen lagerte ein scharfer Schmerzenszug — aber Theklas Blick schien beständig zu sprechen: „Vemitleidet mich nicht, ich weiß damit nichts anzufangen!“

Plötzlich unterbrach Delmont das drückende Schweigen mit den Worten:

„Nicht wahr, ich bin Ihnen als zukünftiger Schwager unwillkommen?“

So ganz aus Theklas tiefinnerster Stimmung heraus hatte er gesprochen, daß sie ihm, nicht im mindesten überrascht, ruhig antwortete:

„Nein — vielmehr ja — meiner Annie dereinstigen Mann hatte ich mir anders vorgestellt!“

Er hatte ein spöttisches Lächeln um die Lippen.

„Es thut mir leid, diesem Ihrem Phantasiegebilde nicht zu entsprechen — wie sah dies aus, wenn ich fragen darf?“

Sein scharfer Ton fand ein Echo an dem ihrigen.

„Sie thun mir zuviel Ehre an, wenn Sie mir Phantasie zutrauen; ich hielt Sie für einen zu guten Beobachter, als daß Sie nicht hätten wissen sollen — ich habe keine Phantasie! Träume, Schwärmereien, Einbildungen — was soll ein Wesen wie ich damit anfangen? Aber Annie habe ich lieb, ihr Glück liegt mir am Herzen, und ich hatte gedacht, sie würde eine andere Wahl treffen.“

„Etwas den Lieutenant von Conventius erhören!“ fiel er ein.

„Das glauben Sie ja selbst nicht,“ gab sie ruhig zurück, „warum also sprechen Sie es aus? Der Wachenlieutenant ist eine lebenswürdige, offene, einnehmende Natur, aber er hat es leider versäumt, seinen Geist und Charakter zu vertiefen und zu bilden, obgleich er sehr gutes Material dazu hatte. Ein solcher lustiger Bruder konnte Annie niemals gefährlich werden, ich hätte ihn ihr, trotz meines persönlichen Wohlgefallens an seiner munteren Frische, nie gewünscht.“

„Desto mehr seinen Vetter Reginald, den großartigen Pfarrer von Sankt Lukas — nicht wahr?“ unterbrach Delmont sie von neuem.

„Warum sprechen Sie in diesem Ton von ihm?“ gab Thekla ernst zurück. „Warum nennen Sie ihn so geflissentlich den ‚großartigen‘ Pfarrer von Sankt Lukas, ihn, einen Mann, der sich gerade durch die ungewöhnliche Schlichtheit seines Auftretens auszeichnet?“

„Nun — die ganze Stadt klingt ja bereits von seinem Lobe wieder — bis zu Ihnen werden diese Gerüchte nicht dringen, man wird es absichtlich vermeiden, Ihnen jetzt von ihm zu sprechen — ich höre desto mehr! Nicht nur die Unmündigen und Einfältigen singen sein Lob, nein, auch die Erleuchteten im Geiste reden in Zungen von ihm. Adel, hohe Beamtenwelt und Finanzkreise umlagern seine Abendmahls Spenden, er muß die Gläubigen, die in hellen Haufen herbeiströmen, zurückweisen — die Thür seiner Wohnung sieht nicht still — schöne Frauen mit feuchten Augen, verschämte junge Mädchen, die sich angeblich mit ihrem Glauben nicht zurechtfinden, Leute aller Gattung, vom ordensbestimmten Geheimrath bis zum Handwerker, streiten sich um die Gunst dieses Wundermannes, man hat ihm jetzt bereits mehr Konfirmanden angemeldet, als er überhaupt annehmen kann, — die Kirche von Sankt Lukas kann die Gläubigen nicht fassen.“

„Nun — und was weiter?“ kam es von Theklas Lippen. „Soll dies etwa eine Anklage gegen den Mann sein? Was soll es beweisen?“

„Es soll beweisen, daß er es eben allen anthut, allen, ohne Ausnahme, wie der Rattenfänger von Hameln, selbst meiner Braut, die mir gestanden hat, daß, wäre ich nicht gekommen, sie diesen Ausbund von Tugend und Schönheit ohne weiteres geheirathet hätte.“

Thekla zog die Brauen hoch. „Also eiferfüchtig — sieh da!“ dachte sie. „Darum die erbitterte Philippissa gegen den Pfarrer von Sankt Lukas!“

„Und so hat sein Anblick und Wesen auch Sie, eine so kluge und scharfsichtige Dame, gleich beim ersten Male überwältigt.“ fuhr Delmont in demselben scharfen, bitteren Ton fort, „er, von dem man im Publikum behauptet, er drehe mit seinen zwingenden Worten und Blicken selbst den verstocktesten Verbrechern des Gesängnisses das Herz in der Brust herum . . . ich habe keine näheren Einzelheiten erbeten, mir genügt schon dies Gerücht.“

„Mich hat weder sein Anblick noch sein Wesen überwältigt.“ sagte Thekla trocken. „Glauben Sie, ich habe in meinem langen Leben noch nie einen schönen Mann gesehen? Ich wüßte überhaupt auf der weiten Welt keinen Menschen, der einen überwältigenden Eindruck auf mich hervorzubringen vermöchte — das wäre höchstens ein großartiges Naturchauspiel imstande. Aber eben weil ich nicht ohne Verstand und Scharfsicht bin, wie Sie es soeben in solch schmeichelhaften Worten anerkannt haben, weil mein stilles Leben, das mir doch so viele Menschen vor Augen führt, mein von Natur schon richtiges Beobachtungsvermögen geübt hat — darum erkannte ich allerdings schon beim ersten Zusammentreffen in diesem Pfarrer von Conventius einen echten, guten, wahrhaft edlen Menschen, abgesehen von seiner Begabung und seinem bestechenden Aeußern, — eine jener durch sich selbst großen Naturen, die des Adels nicht bedürfen, um adlig, der Schönheit nicht bedürfen, um schön zu sein, die einfach durch sich selbst Wirkung machen, weil sie das ganz sind, was sie sind, und durch ihr festes Verharren in sich und durch den Glauben an ihre Sendung in unserer haltlosen Zeit die Leute unwiderstehlich an sich ziehen wie die stetig brennende Flamme die Mücken und Motten. Und daß Annie sich dem Eindruck einer solchen Persönlichkeit nicht verschließt, das freut mich um ihretwillen, und sollte auch Sie freuen, anstatt Sie mit einer ganz grundlosen Eifersucht zu erfüllen.“

„Grundlos?“ Delmont stand auf und trat hart an Theklas Sessel heran. „Wissen Sie, was sie that, als ich neulich seinen Namen nannte? Sie brach in Thränen aus — in Thränen — und sagte, das Herz thäte ihr weh bei dem Gedanken an das Leid, das sie ihm zugefügt, denn sie wisse, er habe sie über alles lieb gehabt!“

„Es macht Annie nur Ehre, daß sie so empfindet!“ rief Thekla lebhaft. „Sie wäre herzlos, wenn sie kaltes Blut behielte bei dem Gedanken, was es heißt, einen solchen Mann so unaussprechlich zu kränken. Liegt denn in diesem Geständniß nicht gerade der höchste Beweis ihrer Liebe zu Ihnen, daß sie unbedenklich Sie wählte und jenen, so theuer er ihr war, zurückwies — ist dies nicht die beste Gewähr für Ihr künftiges Glück?“

Er starrte sie mit trüben Augen an und antwortete eine ganze Weile nicht.

„Mein künftiges Glück!“ wiederholte er endlich. „Mein Glück! Wenn ich nur daran glauben könnte! Ich verdiene es nicht, ich weiß es — und anstatt es nun in Demuth hinzunehmen wie aus der Götter Hand, verbittere und verderbe ich es mir — und es wird mir zuletzt doch noch vom Schicksal erbarmungslos in Scherben geschlagen werden, das fühle ich deutlich! Jener hat ruhig und einfach seinen Weg durchs Leben gemacht, wenn er sich auch mühsam den Beruf erkämpfen mußte . . . ich . . . durch wieviel Schlamm und Schmutz habe ich waten, gegen welches trostloses Verhängniß ankämpfen müssen, ehe ich dahin kam, wo ich jetzt stehe! Nun stehe ich da — jawohl — und es ist eine ganz leidliche Höhe — aber ich blicke hinunter — und ich blicke zurück — und es läßt mich nicht glücklich sein — und ich bin meines Glückes nicht werth — ich kann nur dann vergessen, wenn ich sie an meinem Herzen halte, wenn ich sie sehe, sie höre — und man wundert sich, daß ich mit jeder Minute geize, die mir gehören könnte — daß ich mein einziges Heilmittel keinem andern gönne!“

Thekla sah es jaden in seinen Zügen, und ein Gefühl des

Mitleids waltete in ihr auf, zugleich aber auch die alte Angst, zehnfach verstärkt gegen früher: er wird Annie nicht glücklich machen — er ist kein Mann für sie! Woher denn seine Furcht, sein Glück könne ihm in Trümmer gehen? Wozu die immer wiederkehrende Anklage, er verdiene Annie nicht — er sei ihrer nicht werth? Wenn er den Vorhang von seiner Vergangenheit zöge — welches Bild würde sich dort entrollen?

„Sie sollten offen gegen uns — ich meine, gegen Annie — sein!“ sagte Thekla, und ihre spröde Stimme klang fast sanft. „Wer hat denn ein näheres Anrecht auf Ihr Leid als sie? Vielen wird doch das Herz leichter, wenn sie sich rückhaltlos aussprechen dürfen, und, glauben Sie mir, so jung meine Schwester noch ist, sie verdient jedes Vertrauen. Als Kind schon verstand sie, unverbrüchlich zu schweigen, wenn mein Vater oder ich sie einmal heimlich mit diesem oder jenem Versprechen, das wir ihr abnahmen, auf die Probe stellten. Und wie süß sie zu trösten, mitzuempfinden, zu entschuldigen und endlich zu verzeihen versteht — so, als wär' es gar keine Verzeihung ihrerseits, nur ein Aufgehen im Schmerz und in der Reue anderer! Ich bin durch meine Krankheit zuweilen bitter und ungerecht gegen sie gewesen — aber unser Vögelchen um Vergebung zu bitten, das ist mir nie schwer geworden, ich konnte mich nur jedes Blickes freuen in ihr goldenes Herz. Sie sollten das auch versuchen!“

Er hatte ihr gesenktes Hauptes zugehört und schüttelte schließlich nur stumm den Kopf; da klang die Thür, und ein fröhliches Stimmchen wurde laut.

„Das hat aber schön lang' mit mir gedauert! Bist Du böse, Karl? Was sind denn das wieder für Augen! Gar nicht meine Augen, wie ich sie für mich liebe! Hat Thea Dich so schlecht unterhalten? Sieh nur, wie der Regen nachgelassen hat — es gewittert auch fast gar nicht mehr! Mach' dieses Fenster auf, daß wir die Luft herein bekommen, ich hab's drüben in meinem Zimmer auch gethan, es duftet so herrlich nach jungem Laube. Und wenn's aufgehört zu regnen, gehen wir in den Garten — da, sieh, ich hab' mir schon feste Lederstiefel angezogen und einen von Deinen wunderschönen persischen Shawls mitgenommen — den purpurrothen mit den Goldblumen. Da! Wie der Künstler in Dir den Menschen erzieht — jetzt machst Du gleich ein ganz anderes Gesicht!“

„Nicht der Künstler — der Liebhaber war's, der den Menschen erzog!“ flüsterte er ihr zu, indem er verstohlen ihre Hand küßte. Er legte ihr mit raschem, geschultem Griff den persischen Seidenschawl malerisch um Kopf und Schultern und führte sie dann zum nächsten Spiegel. Unbeschreiblich reizend staunte das süße Gesichtchen aus der fremdartigen rothen Hülle hervor — Delmont stand daneben und betrachtete seine Braut mit flammendem Blick. Jede Spur der brütenden Sorge von zuvor war von seinem Antlitz verschwunden, sein anziehendes Gesicht schien um zehn Jahre verjüngt.

Ein fern abziehendes Grollen begleitete das sanfte Getröpsel, das dem heftigen Regen gefolgt war. Durch das geöffnete Fenster schlich sich köstlich würzige Luft ins Gartenzimmer, draußen standen die Sträucher im blühenden Perlengewand. Vereinzelt schüchternere Vogellaute ließen sich hören, und plötzlich kam ein goldiges Leuchten über die triefenden Bäume und Büsche und wedte in ihnen ein märchenhaftes buntes Gefunkel; darüber jubelten die kleinen Vogelstimmen lauter auf, und aus der Tiefe des Gartens kam es wie ein Schluchzen aus leiderlöster Menschenbrust, süß und liebevollend . . . da sagte der Mann drinnen im Zimmer sein Lieb in die Arme und schritt mit ihr hinein in den wohnigen Sommerabend.

Ja, Reginald von Conventius war unglaublich rasch beliebt geworden in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in F. Es verhielt sich wirklich so, wie Professor Delmont es Thekla Gerold in seinem eiferfüchtigen Unmuth geschildert hatte: die Thür zu Reginalds Wohnung stand selten still, kaum fand er spät abends ein paar ruhige Stunden, um seine Predigten vorzubereiten und seinen Studien obzuliegen — und auch das ermöglichte er nur dadurch, daß er beharrlich die vielen Einladungen, die dem gezeigten Pfarrer von Sankt Lukas zu Landpartien, Pidnicks und Gartenfesten zuzingen, ausschlug und sich hinter die Ausflucht

verschante, er sei kein Mann der Geselligkeit — eine Behauptung, die sein lebenswürdiges, formengewandtes Wesen überall, wo er sich zeigte, schlechterdings Lügen strafe. — Vornehme Herren und Damen jeden Alters fanden sich bei dem jungen Geistlichen ein, es galt durchaus nicht für „chic“, die Kinder in einer andern Kirche als in der zu Sankt Lukas taufen zu lassen, Präsidenten- und Geheimrathstöchter ließen sich mit Vorliebe in der alten, stilvollen Kirche trauen, und die Meldungen zum Konfirmandenunterricht nahmen kein Ende. Aber auch zahllose Arme, Leute in derben Arbeitskitteln, Frauen mit verhärmteten Gesichtern und rauhen Händen, stiegen täglich die Treppe zur Wohnung des Herrn Predigers empor, denn sie wußten es nun schon genau, der Herr redete ihnen nicht nur mit geistlichem Zuspruch ins Gewissen, sondern er fragte auch eingehend nach ihren Verhältnissen, ließ sich ihre Sorgen und Kummernisse beichten und wußte es, wenn die Betroffenen es verdienten, jedesmal so einzurichten, daß sie ihn mit leichterem Herzen und schwächerem Geldbeutel verließen, denn er half gern und freudig, und Gottlob, er konnte es auch!

Die alte Lehmann, Reginalds dereintige Amme, jetzt die Vorsteherin seines Haushalts, war unsagbar stolz auf ihren ehemaligen Pflegling und empfing seine Beichtkinder, hoch und gering, jedesmal mit einer Würde, als habe sie Theil an allem guten, was ihr Herr ihnen zukommen ließ. Sie dachte noch oft an die Bibel- und Andachtsstunden der verstorbenen „Gnädigen“, Reginalds Mutter, denen sie, die Lehmann, dereinst als junge, blühende Frau beigezogen hatte, ihren schönen, blonden Bögling, der so früh schon andächtig die Händchen zu falten und still zuzuhören verstand, auf den Knien. Später hatte der „Junfer“, wie sie ihn nannte, neben ihr gekniet, dann hatte er die Gebete beim Beginn und beim Schluß gesprochen, bis er schließlich die Hausandachten selbständig geleitet hatte, — immer aber hatte er die frommen, unschuldigen Augen aus seinen Kindheitstagen behalten. Den Titel „Junfer“, den die alte Lehmann ihrem Lieblinge während langer Jahre gegeben hatte, konnte sie nicht vergessen — und es klang seltsam genug, wenn sie ihn jetzt, eingedenk seiner geistlichen Würde, mit Beharrlichkeit „Ehrwürden Herr Junfer“ anredete.

„Ehrwürden Herr Junfer“ war seit einigen Wochen ein wenig verändert — so wenig, daß solche, die ihn nicht genau kannten, gar keinen Unterschied herausfanden . . . wer aber sollte ihn wohl besser kennen als seine alte Lehmann? Ihr entging nichts, kein zerstreutes Lächeln, keine nachdenkliche Miene, kein halbverzehrtcs Lieblingsgericht, kein Zusichversinken und hastiges Auffahren — aber sie ließ sich nichts merken; wie käme sie denn dazu? Sie wußte ja auch nicht, was ihn qualte! Ein Uebermaß von Arbeit konnte es nicht sein, denn ihr Herr war ja jung und gesund und liebte seinen Beruf mit voller Hingebung. Vielleicht machte seine Stellung zu den Gefangenen ihm zu schaffen: Frau Lehmann wußte, daß einer darunter war, ein Dieb und Mörder, an dem nächstens die Todesstrafe vollzogen werden sollte — was ihr für ein solches „Schauspiel“ ganz gerechtfertigt erschien.

Reginald ging jetzt jeden Tag zu dem armen Sünder — „und es ist keine Kleinigkeit“, sagte sich die alte Frau, „so eine rabenschwarze Teufelsseele weiß zu waschen, daß unser Herrgott sie in Gnaden aufnimmt! Daher mag er auch oft so bedenklich aussehen. Wenn nur nicht etwas anderes, vielleicht gar eine Liebe, dahinter steckt! Zwar ist es unglaublich, daß eine meinen Junfer ausschlagen könnte, — meinen Junfer! Da müßte sie doch gleich blind und von Sinnen sein! Er weiß vielleicht noch nicht, woran er ist! Ich hab' wohl der Better Lieutenant gefragt, und der sagte „nein“ und „bewahre!“ Aber das ist ein leichtsinniger Vogel, der nicht immer die Wahrheit redet — dem glaub' ich einfach nicht!“

Eine Freude aber erlebten die beiden doch, Frau Lehmann und ihr „Junfer“: der „leichtsinnige Vogel“, der Better Lieutenant, kam eines Tages in glanzvoller Uniform stramm und stolz zu ihnen hereinmarschirt und stellte sich ihnen als Bräutigam vor. „Die kleine Hedwig Kainer, weißt Du, Regi, damals von Weylands her? So eine zierliche Blondine mit auffallend hübschen Augen — diese Augen haben, wie sie mir ehrlich bekant hat, gleich beim ersten Zusammentreffen nach mir ausgehant, ich hab's ihr sofort angethan gehabt — siehst Du, was ich für'n Kerl bin! Jetzt hab' ich das kleine Mädchen glücklich gemacht, aber so glücklich, kann ich Dir sagen! Sie hatte die Augen voller Thränen vor Freude, und meine Schwiegermama — wirklich eine angenehme Ausnahme dieser berüchtigten Sorte! — gleichfalls. Ich sollte ihr Kind glücklich machen, beschwor sie mich immer wieder — als ob ich was anderes beabsichtigte! Na, ich, als der rührselige Michel, der ich bin, bekam auch so was Dummes in die Augen bei dieser feierlichen Geschichte, — aber jetzt ist mir seelenvergnügt zu Muth, und, meine liebe Frau Lehmann, Sie holen eine von meines Better's besten Sektflaschen aus dem Keller herauf, ich seh' es ihm am Gesicht an, er möchte mit edlem Getränk unser junges Glück begießen — und ich bin in meiner gehobenen Stimmung nicht dafür, jemand einen Wunsch zu durchkreuzen!“

Der lustige Man hatte dann die alte Frau, die nicht wußte, wie ihr geschah, bei den Armen gepakt und zur Thür hinausgewirbelt, aber „Ehrwürden Herr Junfer“ hatten genickt und gelacht, und so war sie in Gottes Namen in den Keller hinabgestiegen, hatte die verlangte Sorte zu den Herren ins Zimmer befördert und dem glücklichen Bräutigam wahrhaftig Bescheid thun müssen; darauf hatten die Bettern noch eine ganze Weile mit einander geplaudert und getrunken, und Reginald war gesprächiger und heiterer gewesen als seit lange. Nur, als Freiz ihm beim Abschied im Vorfaal auf die Schulter schlug und mit unworfsichtig lauter Stimme dazu rief: „Nun mach' es mir bald nach, Freundchen! Teufel auch! Vergiß, was sich nicht ändern läßt! Ist's die nicht, nun, so ist's eben eine andere!“ da hatte der „Junfer“ mit seiner ruhig beherrschten Stimme erwidert: „Laß das ruhen, Freiz! Darüber komme ich nicht hinweg!“ — und Frau Lehmann, die ihren Herrn gleich darauf an ihrer geöffneten Küchentür vorüberschreiten sah, konnte wahrnehmen, daß die Fröhlichkeit von seinem Antlitz wie weggewischt war. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Großthat der Wissenschaft.

Robert Koch und die Heilung der Lungenschwindsucht.

Nicht Jahre sind es her, seit Robert Koch durch die Entdeckung des Tuberkelbacillus allgemeinen Aufsehen in der medizinischen Welt erregte, und sieben Jahre sind es, seit er durch die Aufindung des Cholera-bacillus der berühmteste unter den Aerzten der Gegenwart wurde. Als seinerzeit die „Gartenlaube“ im Jahrgang 1884 ihren Lesern Kenntniß gab von diesen epochemachenden Erfolgen des großen Forschers, durch welche zunächst einmal die Ursachen bisher für unheilbar geltender Krankheiten festgestellt wurden, da hat sie ihrer festen Zuversicht Ausdruck gegeben, daß nunmehr auch die Frage der Heilung dieser Leiden ihrer Lösung sicher entgegengehe. Und diese Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Ein gutes halbes Jahrzehnt eifrigster, gewissenhaftester, aber dabei auch von einem genialen Geiste geleiteter Forschung haben Robert Koch, den heute 47jährigen Mann, dahin geführt, das Mittel zu finden, welches den Tuberkelbacillus, jenen entschlichen, schleichenden Zerstörer des menschlichen

Körpers, zu überwinden vermag, welches Hunderttausenden, ja Millionen das Leben zu retten, die Gesundheit wiedergzugeben berufen ist. Ein Segen ohne gleichen wird ausgehen von dieser wissenschaftlichen Großthat, die auf solchen Ehrentitel um so mehr Anspruch hat, als sie nicht auf einem glücklichen Zufall, wie z. B. die Schuppockenimpfung, sondern auf planmäßigster, angestrengtester Arbeit aufgebaut ist, und es will uns scheinen, als ob sie gerade damit den Stempel der deutschen Wissenschaft trüge. Da, wo es sich um das Heil der Menschheit handelt, giebt es keine Schranken der Nationen. Ehre dem Guten, es komme, woher es komme! Aber stolz können wir Deutsche doch darauf sein, daß wir diesen Mann, der so Großes vollbracht hat, den unsern nennen dürfen, daß es ein Sohn unseres Vaterlandes ist, den alle Völker als ihren Wohlthäter verehren werden. Ein Werk der Menschenliebe, so erhaben wie selten eines, geht von dem bescheidenen Manne in der Berliner Gelehrtenstube aus, und



Im Mondenschein.

Aus dem Bilderzyklus zu Julius Wolffs „Lurlei“ von W. Kran und L. W. Geipel (Verlag von Fr. Hanfstaengl Kunstverlag A. G. in München).

ein erlösender Lichtstrahl fluthet von dort in die Welt, die das Fest der Liebe zu begehen sich rüstet. Möge die Weihe solcher Geburtsstunde fortan schweben über dem Werke Robert Kochs!

Und nun geben wir einer berufenen sachverständigen Feder das Wort, daß sie uns über das Wesen der Kochschen Entdeckung eingehender unterrichte.

Als Robert Koch im Jahre 1882 seine Forschungen über den Krankheitserreger der Tuberkulose, der Lungenschwindsucht, veröffentlichte, in denen er den Nachweis führte, daß ein kleines Lebewesen, ein dem Pflanzenreiche angehöriger Mikroorganismus von Stäbchenform, ein Bacillus, als die Ursache der Krankheit anzusehen sei, bemächtigte sich eine tiefe Erregung der ganzen Welt, denn es waren nicht nur die wissenschaftlichen Kreise, die mit dieser neuen überraschenden Thatsache zu rechnen hatten, nein, die ganze Menschheit durchzitterte eine nur zu berechtigte Aufregung. Handelte es sich doch um eine Krankheit, die als eine der schlimmsten Geißeln Gesundheit und Leben bedrohte, auf deren Rechnung die ungeheure Zahl von 1/7 aller Todesfälle zu setzen ist! Während aber das Laienpublikum aufathmend die Kochsche Entdeckung als ersten Schritt auf dem Wege zur wirksamen Bekämpfung der bis jetzt nur ganz ausnahmsweise und eigentlich mehr zufällig geheilten furchtbaren Krankheit jubelnd begrüßte, stellte sich ein großer Theil der Aerzte der neuen Auffassung zweifelnd, ja geradezu ablehnend gegenüber. Aber der stolze Schluß Kochs, „daß die Tuberkelbacillen nicht bloß eine Ursache der Tuberkulose, sondern die einzige Ursache derselben sind, und daß es ohne Tuberkelbacillen keine Tuberkulose giebt“, ging in kurzer Zeit aus allen Anfechtungen der Kritik siegreich hervor, und es konnte sich zuletzt nur darum handeln, die gewonnene Thatsache auch in Betreff der Behandlung der Lungenschwindsucht richtig zu verwerthen, ein Mittel zu finden, die kleinen verderblichen Lebewesen, die „pathogenen Mikroben“, im Körper zu vernichten, sie wenigstens unschädlich zu machen, ihrer zerstörenden Einwirkung auf den Organismus Einhalt zu thun. Und aller Orten in der ganzen civilisirten Welt wurden denn auch zahlreiche Versuche angestellt und wieder und wieder vorgenommen, ohne jedoch zu dem gewünschten Ende zu führen. Man drang immer tiefer in die Lebensverhältnisse, die Daseinsbedingungen des Mikroorganismus ein, lernte erkennen, welche Umstände sein Wachsthum, seine Vermehrung zu fördern imstande sind, welche Luft, Wärme u. Verhältnisse, welche Arzneimittel ihn im bacteriologischen Laboratorium, der Werkstatt für Untersuchungen über die Bakterien (der Gattungsname für alle derartige Pilzbildungen) zu schädigen, zu tödten vermögen — allein praktische Erfolge in Bezug auf die Heilung der Tuberkulose wurden damit nicht erzielt. Sobald man nämlich ein Mittel, das sich bei den Nüchtungsversuchen, den sogenannten Kulturen, als die Tuberkelbacillen im Wachsthum hemmend oder zerstörend erwiesen hatte, bei Thierversuchen in Anwendung brachte, versagte es entweder in seiner Wirkung vollständig oder tödtete mit den Mikroben zugleich das Versuchsthier.

Auf diesem Wege war nach der überwiegenden Ansicht der Aerzte dem Parasiten der Lungenschwindsucht und damit dieser Krankheit selbst nicht beizukommen, man versuchte es daher, wenn auch einzelne Forscher auf dem einmal beschrittenen Wege weiter wandelten, mit einem andern Verfahren. Vermochte man nicht unmittelbar dem Bacillus zu Leibe zu gehen, so konnte man doch hoffen, auf mittelbarem Wege ihn erfolgreich zu bekämpfen, dem so schwer durch die schreckliche Krankheit heimgesuchten Menschengeschlechte erspriessliche Dienste zu leisten. Dies ließ sich auf zweierlei Weise bewerkstelligen, einmal durch Vorbeugemittel gegen die Weiterverbreitung der Krankheit und sodann durch Stärkung, Kräftigung des Körpers in seinem Kampfe mit dem tödtlichen Feinde.

Der Erreichung des ersteren Zieles widmete sich besonders Cornet, welcher durch außerordentlich scharfe und mühsame Untersuchungen nachwies, daß der Auswurf der Phtisiker, der Lungenschwindsüchtigen, einer der vornehmlichsten Ansteckungsträger sei. Nicht allein, daß er durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten in der ärztlichen und in der Laienwelt die Anschauung von der Ansteckungsfähigkeit immer mehr zur Geltung brachte, er wirkte auch für die allgemeine Einführung eines geeigneten Vorbeugungs-

mittels. Dies besteht darin, daß die tuberkulösen Kranken dazu angehalten werden, ihren Auswurf stets nur in mit Wasser gefüllte oder auch, nach Verlassen der Wohnung, in besonders angegebene trockene Speinäpfe abzufondern und so Fußboden und Taschentücher, an denen die bacillenhaltigen Massen trocknen und von da aus pulverisiert sich der Athemluft beimischen können, rein zu halten.

Die Stärkung des ganzen Körpers als wichtigste Grundbedingung der Schwindsuchtsheilung hatte als erster, schon lange vor der Entdeckung der Tuberkelbacillen, der bekannte Leiter der Heilanstalt Görbersdorf, Brehmer, aufs nachdrücklichste betont und zur Grundlage seines therapeutischen Verfahrens gemacht. Doch drang er, da er seine praktischen Regeln mit einer Menge von der Wissenschaft nicht anerkannter theoretischer Ansichten verwebt, nicht recht durch. Erst in der neueren Zeit, unter dem Einflusse der neu gewonnenen Anschauungen, schälte man den guten brauchbaren Kern aus der deckenden theoretischen Hülle heraus und folgte den von Brehmer gegebenen Anregungen. Besonders der berühmte Berliner Kliniker Ernst Leyden trat mit dem ganzen Gewichte seines Könnens und seiner Stellung für diese Seite der Schwindsuchtsheilung ein. Er war es auch, auf dessen Anregung hin in diesem Jahre die verschiedenen Berliner medizinischen Gesellschaften sich zur Abendung von Delegirten zu einer Kommission verstanden, deren Aufgabe es sein sollte, die nöthigen Schritte zur Erbauung von Heilanstalten für weniger bemittelte Tuberkulöse in der Nähe Berlins zu thun, Heilanstalten, in denen besonders der ganze Apparat einer vernunftgemäßen Hygiene und Ernährungsweise in den Dienst der Schwindsuchtsbehandlung gestellt werden sollte (vergl. „Gartenlaube“ 1890, Nr. 34). Anfang dieses Sommers trat die Kommission unter dem Vorsitze Leydens zum ersten Male zusammen, und als erster Punkt wurde darüber berathen, ob überhaupt solche „Heilstätten für Tuberkulöse“ errichtet werden sollten. Nachdem wir uns fast ausnahmslos in diesem Sinne ausgesprochen hatten, erhob sich Robert Koch und erklärte seine Zustimmung zu dem ganzen Plane, konnte sich aber mit der Bezeichnung der Anstalten als „Heilstätten“ nicht befreunden. Wir seien nicht imstande, so meinte er, die Tuberkulose zu heilen; wenn auch mal ab und zu derartige Fälle zur Heilung kämen, so wäre diese mehr als Zufallsheilungen anzusehen denn als gewollte Erfolge einer systematischen Therapie. Man möge nicht durch solchen Namen in den Kranken Hoffnungen erwecken, die doch nicht erfüllbar seien.

Wenige Wochen nach diesem viel besprochenen Vorfall trat in Berlin der X. internationale medizinische Kongreß zusammen. Den zweiten Vortag in der ersten allgemeinen Sitzung am 4. August d. J. hielt Robert Koch: „Ueber die bacteriologische Forschung.“ Er gab in derselben in seiner knappen, klaren Rede eine geschichtliche Uebersicht über die Entwicklung der noch jungen, kaum fünfzehn Jahre alten Wissenschaft der Bacteriologie und ging vornehmlich auf den Punkt ein, der für die Aerzte ja der wichtigste sein mußte, auf das Verhältniß der Mikroorganismen zu den Infectionskrankheiten. Zum Nachweise, daß solche Gebilde als Ursache einer Krankheit aufzufassen seien, verlangte Koch die Erfüllung folgender Bedingungen: 1. daß der Parasit in jedem einzelnen Falle der betreffenden Krankheit anzutreffen sei; 2. daß er bei keiner anderen Krankheit als zufälliger und nicht pathogener Schmarotzer vorkomme; 3. daß er, in Reinkulturen auf ein anderes Thier übergeimpft, imstande sei, von neuem die Krankheit zu erzeugen. Diesen Bedingungen werde bei einer Anzahl von Infectionskrankheiten, dem Milzbrand, der Tuberkulose, dem Erysipelas (Rose), dem Tetanus (Wundstarrkrampf) vollständig entsprochen, so daß deren parasitäre Natur nicht mehr in Frage stehe. Aber auch für eine Anzahl anderer Infectionskrankheiten, in denen nur die beiden ersten Bedingungen, diese indessen regelmäßig, ausnahmslos erfüllt würden, die Ueberimpfung dagegen noch nicht oder nur unvollkommen erreicht worden sei, müsse derselbe Zusammenhang angenommen werden. Hierher gehören besonders der Unterleibstypus, die Diphtheritis und die asiatische Cholera. — Später auf die praktischen Erfolge der Bacteriologie übergehend, stand Redner ein, daß wir bis jetzt noch keine unmittelbar wirkenden therapeutischen Mittel gegen die durch die Schmarotzer hervorgerufenen Krankheiten besäßen. Schon bald nach der Entdeckung der Tuberkelbacillen habe er angefangen, nach Mitteln zu suchen, die sich gegen die Tuberkulose therapeutisch verwerthen ließen, und

im Laufe der Jahre eine große Anzahl von Substanzen darauf geprüft, welchen Einfluß sie auf die in Reinkulturen gezüchteten Tuberkelbacillen ausübten. Es habe sich ergeben, daß gar nicht wenige Stoffe imstande sind, schon in sehr geringer Menge das Wachstum jener Mikroben zu verhindern. Alle diese Substanzen blieben aber vollkommen wirkungslos, wenn sie an tuberkulösen Thieren versucht wurden. Trotz dieser Mißerfolge habe er sich von dem Suchen nach entwicklungshemmenden Mitteln nicht abschrecken lassen und habe schließlich Substanzen getroffen, welche nicht allein im Reagensglase, sondern auch im Thierkörper das Wachstum der Tuberkelbacillen aufzuhalten vermöchten. Diese Versuche, welche ihn bereits fast ein Jahr beschäftigten, seien noch nicht abgeschlossen, er könne über dieselben daher nur so viel mittheilen, daß Meerschweinchen, die bekanntlich für Tuberkulose außerordentlich empfänglich seien, wenn man sie der Wirkung einer solchen Substanz aussetze, auf eine Impfung mit tuberkulösem Gifte nicht mehr reagieren, und daß bei Meerschweinchen, welche schon in hohem Grade an allgemeiner Tuberkulose erkrankt seien, der Krankheitsprozeß vollkommen zum Stillstand gebracht werden könne, ohne daß der Körper von dem Mittel etwa anderweitig nachtheilig beeinflusst würde.

Redner schließt mit folgenden Worten: „Sollten die im weiteren an diese Versuche sich knüpfenden Hoffnungen in Erfüllung gehen, und sollte es gelingen, zunächst bei einer bakteriellen Infektionskrankheit des mikroskopischen, aber bis dahin übermächtigen Feindes im menschlichen Körper selbst Herr zu werden, dann wird man auch, wie ich nicht zweifle, sehr bald bei anderen Krankheiten das gleiche erreichen. Es eröffnet sich damit ein viel-versehendes Arbeitsfeld mit Aufgaben, welche werth sind, den Gegenstand eines internationalen Wettstreites der edelsten Art zu bilden. Schon geht die Anregung zu diesen Versuchen nach dieser Richtung zu, und das ist einzig und allein der Grund, daß ich, von meiner sonstigen Gewohnheit abweichend, über noch nicht abgeschlossene Versuche eine Mittheilung gemacht habe.“

Den Eindruck dieser Rede zu schildern, ist eine schwierige Aufgabe. Es war, als ob eine Bombe in die Versammlung eingeschlagen hätte, so erregt, ja verblüfft schauten alle Theilnehmer drein. Man hatte einen interessanten wissenschaftlichen Vortrag erwartet und stand nun auf einmal vor geheimnißvollen Eröffnungen und Andeutungen, welche Ausichten von unendlicher Tiefe und Weite eröffneten, Ausichten auf künftige Heilerfolge, wie sie die kühnsten Träume nicht hatten vorgaukeln können. Diese Rede Kochs war das Ereigniß des Tages, beherrschte die Gemüther während des ganzen Kongresses fast ausschließlich, ließ allen übrigen noch so hervorragenden Vorgängen der glänzenden Vereinigung nur ein untergeordnetes Interesse abgewinnen. Denn darüber war alle Welt sich klar, wenn ein so vorsichtiger Forscher wie Koch sich in der Weise mit einer gewissen Zuversichtlichkeit ausdrückte, so mußte er in seinen glücklichen Ergebnissen schon weit gelangt sein. Politische wie Tageszeitungen bemächtigten sich eifrigst des Themas, und durch manche wenn auch unbestimmte Nachrichten, daß der große Forscher seine Versuche jetzt auch an Menschen anstelle, wurde die Spannung in der ganzen Welt aufs höchste gesteigert. Bald kamen nun auch mehr oder weniger authentische Berichte über Behandlung Tuberkulöser durch Koch in Krankenhäusern und Privatkliniken, dann schilderten Zeitungen aus Frankfurt a. M. die Erfolge der Therapie bei Lupus (fressender Flechte), ein Leiden, das als Hauttuberkulose aufzufassen ist und bei dem auch die spezifischen Tuberkelbacillen nachgewiesen sind. Man erfuhr, daß das Verfahren darin besteht, eine kleine Menge einer bestimmten Flüssigkeit den Patienten unter die Haut zu injicieren, daß schon nach einer einzigen Einspritzung oftmals eine heilende Wirkung zu beobachten sei. Mit feberhafter Ungeduld wartete alles auf einen darauf bezüglichen Vortrag Kochs, den er, wie behauptet wurde, in einer der nächsten Sitzungen der großen „Berliner medizinischen Gesellschaft“ zu halten gejonnen sei — da plötzlich erschien am 13. November eine Extraausgabe der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ und brachte als ersten Artikel: „Weitere Mittheilungen über ein Heilmittel gegen Tuberkulose. Von Professor R. Koch, Berlin.“

Im Eingange der Arbeit sagt der Verfasser, er habe mit seiner Veröffentlichung eigentlich bis zum vollen Abschlusse der Untersuchungen warten wollen, allein es sei trotz aller Vorsichtsmoßregeln schon so viel davon, und zwar in entstellter und über-

triebener Weise in die Oeffentlichkeit gedrungen, daß ihm eine orientierende Uebersicht über den augenblicklichen Stand der Sache schon jetzt geboten erscheine. Ueber die Herkunft des Mittels könne er, da die Arbeit noch nicht abgeschlossen, hier noch keine Angaben machen, sondern behalte sich solche für eine spätere Zeit vor. Das Mittel besteht aus einer bräunlichen klaren Flüssigkeit, die zum Gebrauch mehr oder weniger verdünnt werden muß; vom Magen aus wirkt es nicht, sondern nur als Einspritzung unter die Haut; die geeignetsten Einspritzstellen sind die Rückenhaut zwischen den Schulterblättern und die Lendengegend. Eigenthümlicherweise erwies sich der Mensch außerordentlich viel empfindlicher für die Wirkung des Mittels als das Meerschweinchen, mit dem bisher experimentiert worden war; schon $\frac{1}{8}$ von der Menge, welche bei letzterem noch keine merkliche Wirkung hervorbringt, ist für den Menschen sehr stark wirkend.* Die untere Grenze der Wirkung des Mittels liegt für den gesunden Menschen ungefähr bei 0,01 cem; die auf diese Dosis folgende Reaktion besteht meistens nur in leichten Gliederschmerzen und bald vorübergehender Mattigkeit, während nach größeren Gaben heftiger Schüttelfrost mit Erbrechen und hoher Körpertemperatur eintritt. Die wichtigste Eigenschaft des Mittels ist seine spezifische Wirkung auf tuberkulöse Prozesse, welcher Art sie auch sein mögen. Der gesunde wie auch der nicht tuberkulöse kranke Mensch reagiert auf eine Injektion von 0,01 cem gar nicht oder unbedeutend, bei Tuberkulösen dagegen tritt auf dieselbe Dosis sowohl eine starke allgemeine, als auch eine örtliche Reaktion ein. Die allgemeine Reaktion besteht in einem Fieberanfall, welcher, meistens mit Schüttelfrost beginnend, die Körpertemperatur über 39°, oft bis 40 und selbst 41° steigert; daneben bestehen Gliederschmerzen, Hustenreiz, große Mattigkeit, öfters Uebelkeit und Erbrechen. Der Anfall, von dem die Kranken auffallend wenig angegriffen werden, beginnt in der Regel 4—5 Stunden nach der Injektion und dauert 12—15 Stunden.

Die örtliche Reaktion kann am besten an solchen Kranken beobachtet werden, deren tuberkulöses Leiden sichtbar zu Tage liegt, wie z. B. bei den an fressender Flechte (Lupus) Leidenden. Einige Stunden nach der Injektion beginnt eine Schwellung und Röthung der lupösen Stellen, die allmählich einen ganz bedeutenden Grad erreichen, sodaß das kranke Gewebe stellenweise abstirbt. Nach 2—3 Tagen ist die Schwellung in der Regel verschwunden, die Lupusherde selbst haben sich mit Krusten von ausdickernder und an der Luft vertrockneter Flüssigkeit bedeckt, sie verwandeln sich in Vorken, welche nach 2—3 Wochen abfallen und mitunter schon nach einmaliger Injektion des Mittels eine glatte rothe Narbe hinterlassen. Gewöhnlich bedarf es aber zur völligen Heilung mehrerer Einspritzungen. Die angegebenen Veränderungen beschränken sich durchaus auf die lupösen erkrankten Hautstellen, die gesunde Haut wird nicht afficirt.

Die geschilderten Reaktionserscheinungen sind, wenn irgend ein tuberkulöser Prozeß im Körper vorhanden war, auf die Dosis von 0,01 cem in den bisherigen Versuchen ausnahmslos eingetreten, sodaß das Mittel in Zukunft ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Erkennung der Krankheit bilden wird. Man wird damit imstande sein, zweifelhafte Fälle von beginnender Schwindsucht selbst dann noch zu erkennen, wenn es nicht gelingt, durch irgend welche andere Untersuchungen eine sichere Auskunft über die Natur des Leidens zu erhalten.

Die wichtigste Bedeutung des Mittels aber ist seine Heilwirkung. Nach der subcutanen Injektion wird das Lupusgewebe, wie wir oben beschrieben, mehr oder weniger zerstört und verschwindet. In welcher Weise dieser Vorgang sich vollzieht, läßt sich augenblicklich noch nicht mit Bestimmtheit sagen, nur so viel steht fest, daß es sich nicht um eine Abtödtung der im Gewebe befindlichen Tuberkelbacillen handelt, sondern daß nur das Gewebe, welches die Bacillen einschließt, von der Wirkung des Mittels getroffen wird. Zur richtigen Ausnutzung der Heilwirkung des Mittels muß also zunächst das noch lebende tuberkulöse Gewebe zum Absterben gebracht und dann alles aufgeboten werden, um das todte sobald als möglich, z. B. durch chirurgische Nachhilfe, zu entfernen. Da aber, wo dies nicht möglich ist und nur durch

* Auf Körpergewicht berechnet ist $\frac{1}{100}$ von der Menge, welche beim Meerschweinchen noch keine merkliche Wirkung hervorbringt, für den Menschen sehr stark wirkend.

Selbsthilfe des Organismus die Aussonderung langsam vor sich gehen kann, muß zugleich durch fortgesetzte Anwendung des Mittels das gefährdete lebende Gewebe vor dem Einwandern der etwa noch vorhandenen lebenden Parasiten geschützt werden. Da das Mittel nur auf das tuberkulöse lebende Gewebe einwirkt, so kann es in sehr schnell gesteigerten, in etwa drei Wochen auf das fünfhundertfache der Anfangsgabe getriebenen Dosen gegeben werden, denn nach jeder Injection verringert sich ja die Menge des reaktionsfähigen Gewebes. Ist der Tuberkulose soweit gebracht, daß er nur noch ebensovienig reagirt wie ein Nichttuberkulöser, so kann er wohl als geheilt betrachtet werden.

Die Erfolge, die erzielt worden sind, erstrecken sich für Lungenkranke dahin, daß bei zwei Kranken durch drei beziehentlich vier Injectionen die lupösen Stellen zur glatten Vernarbung gebracht, die übrigen derartigen Patienten der Dauer der Behandlung entsprechend gebessert sind. Alle diese Kranken haben ihr Leiden schon viele Jahre getragen und sind vorher in der verschiedensten Weise erfolglos behandelt worden. Das Gleiche gilt für Drüsen-, Knochen- und Gelenktuberkulose.

Etwas anders gestalteten sich die Verhältnisse bei der Hauptmasse der Kranken, bei den Schwindsüchtigen. Kranke mit ausgesprochenen Lungentuberkulose sind nämlich gegen das Mittel weit empfindlicher als die mit chirurgischen tuberkulösen Leiden behafteten. Die Anfangsdosis mußte daher auf 0,002 und selbst 0,001 kcm herabgesetzt, dann aber bald wieder erhöht werden. Als Wirkung des Mittels zeigte sich anfangs gewöhnlich eine mäßige Zunahme von Husten und Auswurf, die dann aber allmählich geringer wurden, um in den günstigsten Fällen schließlich ganz zu verschwinden; auch verlor der Auswurf seine eitrige Beschaffenheit, er wurde schleimig. Die Zahl der Bacillen nahm gewöhnlich erst dann ab, wenn der Auswurf schleimiges Aussehen bekommen hatte, und verschwanden schließlich mit dem Auswurfe vollständig. Gleichzeitig hörten die Nachtschweisse auf, das Aussehen besserte sich, und die Kranken nahmen an Gewicht zu. Die im Anfangsstadium der Phthisis behandelten Kranken sind sämmtlich im Laufe von vier bis sechs Wochen von allen Krankheitserscheinungen befreit, so daß man sie als geheilt ansehen konnte; Schwerkranke wurden gebessert. „Nach diesen Erfahrungen möchte ich annehmen, daß beginnende Phthisis durch das Mittel mit Sicherheit zu heilen ist. Theilweise mag dies auch noch für die nicht zu weit vorgeschrittenen Fälle gelten.“ Befindet sich aber die Krankheit schon in einem

späten Stadium, sind erst nicht mehr zu beseitigende krankhafte Folge-Veränderungen in anderen wichtigen Organen eingetreten, dann ist natürlich auf Herstellung nicht mehr zu rechnen, wenn auch hier noch vorübergehende Besserung wohl meistens zu erreichen ist. Der Schwerpunkt des Heilverfahrens liegt daher in der möglichst frühzeitigen Anwendung, und um dies zu erreichen, ist eine höchst sorgfältige Untersuchung verdächtiger Kranker, besonders auf Tuberkelbacillen, dringendes Erforderniß.

Dies der wesentliche Inhalt der epochemachenden Veröffentlichung unseres großen Forschers. Wir stehen hier vor einer That-

sache, deren Tragweite in medizinischer und sozialer Beziehung noch gar nicht zu ermessen ist. Ich sage That-sache, denn den positiven Angaben eines Mannes wie Koch gegenüber, der die Technik des Experimentirens aufs feinste ausgebildet hat, der mit der peinlichsten Selbstkritik bei seinen Forschungen zu Werke geht, der nur mit größter Vorsicht Resultate als gegeben erachtet und nur mit Ueberwindung mit diesen Resultaten vor die Öffentlichkeit tritt — den positiven Angaben eines solchen Mannes, sage ich, läßt sich meiner Ueberzeugung nach ein berechtigter Zweifel nicht entgegenstellen. Nicht viele Jahre werden vergehen und wir werden die Tuberkulose nur noch in älteren Büchern beschrieben finden — die Krankheit selbst besicht nicht mehr, mordet nicht mehr die Blüthe der Jugend dahin, bringt nicht mehr unsäglichen Jammer und Elend in Palast und Hütte. Ein neues kräftiges Geschlecht wird erblühen, unbehelligt von dem tödtlichen Tuberkelbacillus. — Allein damit ist's nicht ge-



Koch.

Nach einer Photographie von J. C. Scharwächter in Berlin.

schehen, eine viel weitere, umfassendere Perspektive eröffnet sich uns. Wenn gegen den Mikroorganismus der Lungenschwindsucht das wirksame, heilkräftige Mittel gefunden ist, da kann es ja nur eine Frage der Zeit sein, auch gegen die Parasiten der anderen akuten Infektionskrankheiten, wie Diphtherie und Typhus, oder gegen chronische Infektionskrankheiten, wie z. B. den Krebs, die geeignete Injectionsmasse zu entdecken. Hat doch Koch selbst in seinem Vortrage auf dem internationalen medizinischen Kongresse solche Ausflüchte angedeutet.

Die Folgen der Koch'schen Entdeckung auszudenken sind wir, wie gesagt, nicht imstande, aber das vermögen wir und das ist unsere Pflicht, unsere höchste Bewunderung dem genialen Manne auszudrücken, der, ein wahrhaft großer Mann, wohl der größten einer, die je gelebt, als Wohltäter der ganzen Menschheit geliebt und verehrt werden muß.

Dr. Max Salomon.



Ein Bild von der Volkszählung: Der Zählkommissar im Winterhaus.
 Nach einer Skizze von E. Hofang gezeichnet von H. Gutschmidt.

Großes Reinmachen.

Rachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Humoreske von Hans Arnold.

(Schluß.)



Sie sollte ein Trinkgeld annehmen — unmöglich!

Ihre Gedanken — wie junge Gedanken nun einmal sind, bei denen eben das erste Fluggefieder sich zu regen beginnt — blieben nicht ganz streng bei der Sache! Sie flogen über die Stube, über das Haus hinaus in die blaue Luft, auf die Schlittschuh-

XXXVIII. Nr. 48.

Mit sorgenvollem Kopfschütteln verließ die Mutter das Zimmer und überließ es der kleinen Wirthschaftlichen, ihre verantwortliche Aufgabe nach besten Kräften zu erfüllen.

Das Badfräulein, glücklich, ohne Beaufsichtigung zu sein und alles nach Gutdünken angreifen zu können, begann denn auch mit Feuereifer sein Werk und stand bald vor einem großen Kübel mit heißem Wasser, in dem es die Staubspuren von den Porzellankrügen abspülte.

bahn — in die Tanzstunde — und schließlich in das nächste Jahr hinein — auf den ersten Ball!

Die Zukunft lag vor ihr wie der Wintertag da draußen — klar, heiter, funkelnd und flimmernd — in ungetrübter Schönheit, da es in Lustschlößern bekanntlich keinen Schatten giebt! Daß in etwas unbestimmter, aber ganz herrlicher Gestalt auch ein Märchenprinz in diesem Lustschloß wohnte, wird uns wohl jede Leserin glauben — auch wenn sie nicht mehr fünfzehn Jahre alt ist — und am Ende auch mancher Leser!

Unter den Erscheinungen der Wirklichkeit hatte bisher keiner auch noch so entfernt vermocht, an Liesbeths exträrräumten Helden heranzureichen, der gewissermaßen als ein Extrait sämmtlicher gelesenen Schriften „für die reifere Jugend“ und etlicher verstoßenen genossener harmloser Liebesgeschichten sich darstellte und je nach der zuletzt gelesenen als ein in allem Sport bewandertes, strahlendes, formgewandter Salonheld — oder auch als düsterer, unheimlicher Rinaldo mit einer unbegreiflichen Grobheit gegen alle Damen sich die Herzen eroberte.

In solche Gedanken vertieft, arbeitete Liesbeth schweigend und eifrig weiter.

Die Thür des Zimmers, welches der Haustreppe und dem Flur gegenüber lag, war nur angelehnt, und die Flurthür ebenfalls nicht geschlossen, da alle Augenblicke jemand hinaus oder herein lief.

So konnte es geschehen, daß ein junger Offizier, der eben die Treppe heraufstieg, alle Eingänge zur Wohnung gastfreundlich

offen fand und, nachdem sein Klingeln nicht beantwortet worden war, nach Soldatenart zum entschiedenen Angriff auf die Festung übergang, in den Flur trat und die nächste Thür sachte aufmachte.

Liesbeth stand, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, auf einer kleinen Steigeleiter und hob eben mit übermächtiger Anstrengung und einigem Seufzen einen schweren Krug mit beiden Armen empor, um ihn auf das Sims über der Thür zum Nebenzimmer zu setzen.

Der junge Mann sah einen Augenblick mit belustigter Miene auf die zierliche Mädchengestalt, die sich auf die Zehenspitzen hob und vergeblich versuchte, die Höhe der Thür zu erreichen. Dann trat er mit einem freundlichen „Lassen Sie mich das mal machen!“ neben die Leiter, und während Liesbeth vor Schreck, Ueberraschung und Erstaunen wortlos mit einem sinken Satz auf den Boden sprang, nahm er ihr den Krug aus den Händen und stellte ihn an seinen Platz.

Sie stand schweigend, dunkel erröthet, mit gesenkten Augen vor ihm — wie sie es machte, daß sie ihn trotzdem genau sah, das mußte sie am besten wissen!

„So!“ sagte er gemüthlich und sah mit lächelndem Wohlgefallen auf das reizende Gesicht unter dem bunten Tuch, „nun habe ich Ihnen einen Gefallen gethan — thun Sie mir auch einen Gefallen — melden Sie mich einmal beim Herrn Oberstlieutenant!“

Er hielt ihr seine Visitenkarte hin.

In Liesbeth empörte sich bei dieser etwas nachlässigen Aneide jeder Blutstropfen — sie warf den kleinen Kopf hochmüthig zurück und hätte beinahe eine mehr wie kurze Antwort gegeben, als ihr wie ein Blitz der Gedanke durch den Sinn flog: „Er hält dich für das Stubenmädchen!“ und im selben Augenblick war ihr Entschluß gefaßt.

Sie wollte diesem strahlenden, hübschen, blonden Helden, der im ersten Augenblick alle Gebilde ihrer Phantasie in das Schattenreich geworfen und deren Stelle eingenommen hatte, nicht in ihrer wahren Gestalt erscheinen — sie hätte sich ja in ihrem Josenkostüm zu Tode schämen müssen! — nein, sie wollte jetzt Aschenbrödel bleiben und bei der ersten Gelegenheit, wo der junge Offizier wieder käme, als strahlende Prinzessin erscheinen — vorausgesetzt, daß sie ausnahmsweise bis zehn Uhr aufbleiben durfte!

Zu diesem Entschluß nahm sie mit gefestigter Miene die Karte in Empfang und sagte mit großer Ruhe: „Der Herr Oberstlieutenant wird sehr bedauern — er ist ausgegangen!“

„Ach so — und hier ist der Reimmacheteufel los, wie ich sehe!“ bemerkte der Lieutenant lachend, „da komm' ich wohl recht ungelogen?“

„Ich glaube,“ stotterte Liesbeth, „ich glaube — die Herrschaften erwarteten Sie heut noch nicht — wenn Sie vielleicht morgen —“

„Nein,“ sagte der junge Mann kurz, sah vor sich nieder und drehte verdrießlich an seinem Schnurrbart, „ich reise heut nachmittag wieder ab.“

Ein Wehegefühl zerfleischt das Herz des Badfischchens — ade, du schöner Traum!

„Und ich hätte die Herrschaften so gern gesprochen,“ fuhr der Gast ärgerlich fort, „ich hatte außer einer Visite noch eine Bitte an die Damen — es ist ja wohl eine Tochter hier, nicht wahr? — ein halbwüchsiges Schulmädchen, wenn ich recht berichtet bin.“

Liesbeth hätte den Gegenstand ihrer Schwärmerei in diesem Augenblick mit kaltem Blut ermorden können!

„O nein!“ erwiderte sie mit blühenden Augen, „das Fräulein ist erwachsen — sie geht nicht mehr in die Schule, sondern nimmt nur noch einzelne Stunden.“

„So?“ fragte der Lieutenant verwundert, „ich dachte doch, sie wäre erst fünfzehn Jahre — meine Schwester sagte mir so.“

Liesbeth schwieg vernichtet angesichts dieser beschämenden Wahrheit.

„Nun einerlei,“ setzte der Sprecher hinzu und warf erst jetzt wieder einen Blick in das Gesicht seines Gegenübers, der seine Züge wieder erhellte, „älter wie fünfzehn Jahre sind Sie wohl übrigens auch noch nicht, mein Kind?“

„Doch!“ rief Liesbeth mit Nachdruck hervor ihr Gewissen durch die Thatfache beschwichtigend, daß sie fünfzehn und ein halbes sei! —

„Na, mehr wie sechzehn sind Sie gewiß nicht,“ fuhr der junge

Offizier fort, „in jedem Fall sind Sie noch sehr jung, um sich schon unter fremden Leuten Ihr Brot zu verdienen!“ setzte er mit weichem Ton und einem mitleidigen Blick hinzu.

Liesbeth erwiderte nichts und wendete sich ab.

„Er ist himmlisch!“ dachte sie für sich, „wenn er bloß noch nicht wegginge!“

„Hören Sie einmal,“ begann der Fremde nach einer Weile wieder, „wie heißen Sie übrigens?“

In Liesbeths Kopf jagte sich in fliegender Eile eine Menge herrlicher Namen, die sie sich immer gewünscht hatte — aber dann schienen sie ihr wieder für ein Stubenmädchen zu schön und zu unwahrscheinlich — so sagte sie gar nichts!

„Nun?“ fragte der blonde Held und bückte sich lächelnd, um ihr ins Gesicht zu sehen, „ist das ein Geheimniß?“

„Nein,“ sagte sie mit raschem Entschluß, „ich heiße — Christel!“

„Also — Christel,“ fuhr er fort, „ich habe die höchste Eile — könnten Sie mir einen Auftrag besorgen?“

„Sehr gern!“ erwiderte sie halbblau.

„Das ist nett von Ihnen!“ sagte der junge Mann vergnügt „es handelt sich um ein Weihnachtsgeschenk für meine Schwester.“

„Ja?“

„Dieses Wurm ist nämlich ebenso alt wie das Badfischchens hier und wird wohl auch dieselbe Handschuhnummer haben. Nun giebt es hier solche Spezialität von Handschuhkasten mit Handschuhen, die Ihr kleines Fräulein voriges Jahr für meine Schwester besorgt hat; sie wird sich ja wohl noch erinnern.“

„Ja, ich weiß,“ sagte Liesbeth eifrig.

„Nun, und dieselben soll ich dies Jahr zu Weihnachten beschaffen; würden Sie mir das etwa besorgen, da ich doch Ihr kleines Fräulein nicht sprechen kann? Sechs Paar Handschuhe in verschiedenen Farben — zeigen Sie mal! Ihre Hand wird wohl auch das Kaliber haben!“

Liesbeth steckte entschlossen die beiden kleinen Hände, die sie fraglos vertragen hätten, unter die Schürze.

„Meine Hände sind zu abgearbeitet,“ sagte sie kurz, „die zeige ich nicht!“

Wieder traf sie der mitleidige Blick, der vorhin schon solches Unheil angerichtet hatte — der junge Mann sah ernsthaft aus.

„Also, meine liebe Christel,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, besorgen Sie mir solch' einen netten Kasten mit sechs Paar Handschuhen — Ihr kleines Fräulein sucht ihn gewiß aus, wenn Sie sie recht schön dafür bitten — und lassen Sie das Paket an diese Adresse hier abscheiden!“

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch, kritzelte ein paar Worte darauf und gab es ihr.

„Und hier haben Sie zwanzig Mark, die können Sie dafür verputzen — und hier — für Ihre Mühe!“

Er hielt ihr ein Goldstück und eine einzelne Mark hin. In Liesbeths Kopf wirbelte es aufs entsetzlichste durcheinander. Sie sollte ein Trinkgeld annehmen — unmöglich! Und that sie es nicht, so verrieth sie ihr Inkognito!

Sie nahm mit spitzen Fingern das Goldstück und ließ die Mark unberührt.

„Bitte!“ stammelte sie erglühend.

„Na, ohne Umstände!“ sagte der Lieutenant gutmüthig und schob ihr, deren Widerstand er für falsche Bescheidenheit hielt, das Geldstück mit sanfter Gewalt in die Hand, „und nun, Christel, sagen Sie den Herrschaften meine Empfehlung! Hoffentlich treffe ich sie zu Haus, wenn ich übers Jahr wieder hier durch komme! Adieu, Christel — ich hoffe, es geht Ihnen immer gut und Sie bekommen mal einen guten Mann!“

„Ich danke!“ brachte Liesbeth mühsam hervor.

„Und hier — geben Sie meine Karten ab,“ setzte er noch eilig hinzu, nickte freundlich und klickte zur Thür hinaus — und Liesbeth stand mit dem Gelde und dem Zettel in der Hand da und sah ihm nach wie verzaubert.

Was hatte ihr dieser so nüchtern anfangende Tag doch für ein herrliches Abenteuer gebracht! Davon konnte man ja ein ganzes Leben lang zehren!

Wie freundlich, wie sicher, wie gutmüthig und wie hübsch war dieser junge Kriegsgott! Und wie schade — wie jammerschade, daß er nicht mehr wiederkam — bis übers Jahr!

Sie ließ die Hände in den Schoß sinken und vergaß ihre

Arbeit, ihre Pflicht, das Durcheinander der Stube — kurz alles, was wirklich und greifbar um sie her war! Dann nahm sie die Visitenkarten vor. „Kurt Binder“ las sie halblaut, „Kurt — wie aus einer Geschichte!“

Eine von den Karten konnte sie gewiß aus der Schale stibigen! Und die Mark! das war ja ein herrliches Andenken!

Sie ergriff den kleinen Lederlappen, den sie zum Blantreiben des silbernen Theesessels mitgenommen hatte, und begann aus Leibeskräften die Mark zu puken, so eifrig, daß sie den Schritt der Mutter überhörte, die eilig herein kam.

„Aber Liesbeth!“ rief die Hausfrau schon in der Thür, „das ist alles, was Du geleistet hast? Ich denke, Du bist halb fertig! Natürlich!“

Liesbeth sah beschämt zu Boden.

„Und was machst Du denn jetzt?“ fuhr die Mutter strafsend fort.

„Ich puke!“ sagte Liesbeth verlegen.

„Das sind ja Dummheiten!“ rief die Mutter ärgerlich. „Du bist doch wirklich noch zu gar nichts zu gebrauchen! So ein großes Mädchen!“

Liesbeth slog ihrer Mutter ungestüm um den Hals.

„Ach Mama — schilt nicht! ich kann nichts dafür! Denke Dir, der Lieutenant Binder war hier und läßt Euch schön grüßen!“

„Und Du hast ihn hier angenommen?“ frug die Mutter, starr vor Entsetzen, „in diesem Aufzug?“

„Er kam ja unangemeldet herein!“ rief Liesbeth mit so aufgeregter Stimme, daß die Mutter ihre Tochter ganz verwundert ansah, „und ich habe Stubenmädchen gespielt, und er denkt, ich heiße Christel —“ schloß sie und tanzte wie toll in der Stube herum.

Die Mutter schüttelte bedenklich den Kopf.

„Na, Du scheinst heut die Litteraturstunde mit Nutzen versäumt zu haben,“ sagte sie gedehnt, „nun hilf mir aber hier — jetzt ist's genug des Aufsinns!“

Als dieser bedeutungsvolle Tag zu Ende war und die Wohnung sich wieder in dem Zustand befand, den man von gebildeten Räumern zu erwarten und zu verlangen berechtigt ist, schlich Liesbeth noch einmal in das Zimmer der Brüder, wo Ernst noch mit lauten Verwünschungen gegen das Schicksal und den Klassenlehrer an einem Aufsatz über die Freuden des Winters sich abquälte, während Franz schon schlief.

„Ernst!“ begann das Bäckfischchen verlegen und zögernd, „ich möchte Dich etwas fragen!“

„Na, dann mach rasch!“ brummte Ernst, „ich habe noch zu schaffen!“

Aneingeschüchtert durch die zarte Bezeichnung, die der Tertianer für die Pflege der Pflichten wählte, legte ihm Liesbeth die Hand auf die Schulter.

„Ernst, kannst Du Löcher bohren?“ frug sie.

„In was?“ erkundigte sich der Befragte vorsichtig, um sich nicht zu allzu schwierigen Leistungen zu verpflichten.

Liesbeth nahm verlegen ihren Kopf in die Hand und zupfte an der Bandtschleife, die ihn zusammenhielt.

„In ein Markstück!“ sagte sie halblaut.

Der Tertianer schob das Heft zur Seite.

„Ja!“ entschied er dann, „ich kann's! — aber Du mußt mir auch meinen Schluß machen! Du kannst ruhig etwas Schwulst anbringen,“ setzte er hinzu, als ihn die Schwester zweifelhaft ansah, „unser Ordinarus ist so ein Schwachklappen, der liest solchen Blödsinn gern, wie ihn die Mädchen schreiben!“

Vergestalt ermutigt, nahm Liesbeth den Platz ihres Bruders am Schreibtisch ein, und während Ernst mit unsäglicher Kraftanstrengung und unter absichtlich quieschem und knarrendem Geräusch das Markstück durchbohrte, schrieb das Bäckfischchen mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen einen Schluß an den Aufsatz über die Freuden des Winters, der so schwungvoll und empfindungsreich wurde, daß der Lehrer bei späterer Zurückgabe des stillstehenden Meisterwerks drohend bemerkte: „Zuletzt hat wohl jemand anders sich Deiner erbarmt, Solten — ich habe bei Dir noch nie ein solches zartes Verständnis für die Schönheit des Winters und den Mondschein auf der kalten Eisfläche entdeckt!“ — und Ernst, der sich dabei in einer recht peinlichen Lage befand, sah sich zur Verbergung seiner Verlegenheit genöthigt, in der

großen Pause seinen besten Freund durchzuprügeln, der seiner Behauptung nach bei der Rede des Lehrers „gegrinst“ hatte.

Liesbeth aber befestigte glücklich ihr Markstück am Bettelarmband und erwiderte auf die erstaunte Frage ihrer Angehörigen und Freundinnen, was denn dieses sonderbare Anhängsel zu bedeuten habe, mit unerschütterlichem Ernst: „Es ist ein Talisman!“

Zwei Jahre waren seit jenem großen Tage im Soltenschen Hause hingegangen.

Liesbeth war nun wirklich „erwachsen“ — das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und sie sah von der sonnigen, frühlingserischen Höhe ihrer siebzehn Jahre „hinein in das blühende Land!“

Daß im Lenz auch manchmal ein lustiger Sturmwind und eine übermüthige Laune weht, das gehört dazu — und man müßte schon ein ganz besonderer Griesgram sein, um sich nicht ganz gern von einem solchen schütteln zu lassen.

Das empfand auch der Papa Oberstlieutenant, der für alle Streiche und Tollheiten des Töchterchens im schlimmsten Fall nur ein nachsichtiges „na, na“ hatte, so daß die Mutter oft klagte: „Mit den armen Jungen bist Du immer so streng, und das Mädchel kann thun und lassen, was es will!“

Der Vater schmunzelte behaglich.

„Die Jungen machen ihre Dummheiten später ohne väterliche Aufsicht, liebe Anna,“ sagte er, „in einem Alter, wo das arme Mädchel schon lange vernünftig geworden ist — das bedenke!“

Und nach der halb wehmüthigen Mahnung des alten Watzertexles

„Des Lebens Mai — zwei drei —
Ist bald vorbei — zwei drei!“

gab sich auch die Mutter zufrieden und ließ den kleinen Uebermuth gewähren.

Augenblicklich war es aber still im Hause bei Soltens, denn Liesbeth hatte sich für einige Wochen auf Besuch zu der Familie des Generals Binder begeben, deren Sohn wir bei Gelegenheit des „großen Reinmachens“ kennenlernten und deren Tochter ja Liesbeths Pensionsfreundin war.

Mit welchem innern Herzklopfen und welcher äußern Gleichgültigkeit die kleine Haushälterin diese Einladung anhörete — wie nachlässig sie auf die Frage der Mutter: „Nun, hast Du Lust, zu fahren?“ erwiderte: „Wie Du meinst, liebe Mama!“ — das muß man erlebt haben, um es zu glauben.

Die Mutter hatte, eingedenk der erstmaligen Begegnung mit dem Lieutenant, ihre stillen Bedenken und trug dieselben auch dem Vater vor. „Sie war ziemlich aus dem Häuschen, kann ich Dir sagen,“ meinte sie zweifelhaft.

„Ach Unsinn!“ sagte der Vater, „sie hat den Menschen fünf Minuten lang gesehen und dann nie wieder — so sind siebzehnjährige Mädchel nicht, daß sie zwei Jahre lang an solcher Geschichte hängen!“

Die Mutter schwieg unüberzeugt.

„Und außerdem,“ schloß der Vater, „steht der Lieutenant in B . . . und Liesbeth geht nach M . . . , also wird sie ihn gar nicht sehen!“

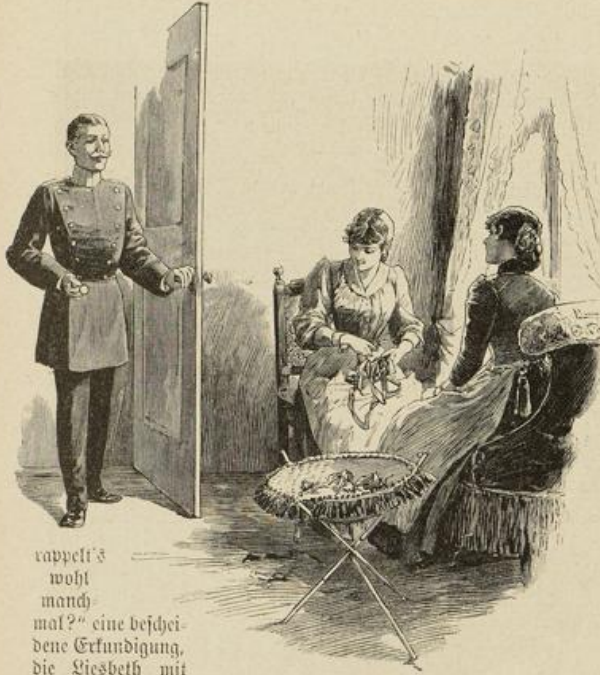
Dieser Einwand entschied, und Liesbeth befand sich nun schon seit mehreren Wochen im Schoße der Generalsfamilie und hatte auch dort jung und alt bald ganz für sich erobert.

Die Schulfreundschaft mit Lina Binder war aufs schnellste aufgefrischt worden, die Mädchen vertrugen sich herrlich und genossen die schöne Zeit glücklich miteinander.

Nur das Hauptverderbniß der gegenseitigen Vertraulichkeit, das Beichten, wollte nicht recht blühen. Lina hatte zwar schon geheimnißvolle Erlebnisse aus der Tanzstunde und tief erregende Begegnungen auf der Schlittschuhbahn berichtet und Gegenseitigkeit verlangt — aber Liesbeth schüttelte den Kopf.

„Bei uns zu Hause ist kein Mensch, in den man sich verlieben könnte — in der ganzen Stadt nicht!“ versicherte sie mit großer Entschiedenheit, als die Freundin sie eines Abends unmittelbar vor dem Schlafengehen etwas ausfragte.

„Darum bist Du wohl zu uns gekommen?“ lachte Lina. Aber unerwarteterweise nahm Liesbeth diesen harmlosen Scherz bitter übel, brach in Thränen aus und ging zu Bett, ohne der Freundin zu verzeihen, so daß diese, als am andern Morgen alles wieder gut war, sich die milde Frage erlaubte: „Bei Dir



rappelt's wohl manch mal?" eine bescheidene Erkundigung, die Liesbeth mit überlegenem Schweigen beantwortete.

Darf man in diese hochwichtige Konferenz eintreten?

Am die Weihnachtszeit sollte unsere kleine Heldin natürlich nach Hause kommen. Da in der befreundeten Familie der Sohn zu diesem Feste erwartet wurde, so war dies ein nagender Schmerz — aber was half's!

Es schien, als sollte Liesbeth ihr Ideal vom Reinnachtag her nicht wiedersehen und die Mark am Bettelarmbande die einzige Beziehung bleiben, die sie zu ihm haben durfte.

Da traf eines Morgens die überraschende Nachricht ein, daß der Lieutenant mit einem Kameraden, der mehrere Jahre nicht zum heiligen Abend daheim gewesen war, den Urlaub getauscht hätte und schon am nächsten Tage bei den Seinigen eintreffen würde, um diesmal im November vierzehn Tage bei den Eltern zu verleben. Eine freundige Aufregung bemächtigte sich der ganzen Familie. Die Stube für den Sohn wurde aufs schönste geschmückt, und Lina forderte Liesbeth auf, sich an der Herstellung eines „Willkommen-Transparents“ zu beteiligen, welches sie für den Bruder mit unsäglichem Aufwand von Pappier anfertigte.

Aber Liesbeth lehnte ab.

„Ich kenne ihn ja gar nicht!“ sagte sie kurz.

„Ja, richtig!“ bemerkte die andere, „es war eigentlich schade, daß er Euch damals nicht zu Hause traf, als er bei Euch war!“

„Hat er Dir davon erzählt?“ fragt Liesbeth athemlos.

„Weiter nichts, als daß er ins Hauptsternerefest gekommen sei,“ versetzte die ahnungslose Freundin.

„So!“ sagte Liesbeth gedehnt.

„Er ist göttlich!“ rief die begeisterte Schwester, „Liesbeth, Du wirst Dich bis über beide Ohren in ihn verlieben — ich sage es Dir!“

„Höchst unwahrscheinlich!“ erwiderte Liesbeth würdig.

„Du wirst schon jetzt roth!“ jubelte Lina, „das ist nett von Dir!“ Und sie umarmte die Freundin vor Freude.

Liesbeth zuckte mit gut gespielter Unbefangenheit die Achseln.

„Wenn ich nicht bei Euch zu Besuch wäre, würde ich jetzt etwas sagen!“ meinte sie kühl.

„Thu Dir keinen Zwang an!“ ermunterte Lina freundlich.

„Schaf! würde ich sagen,“ erwiderte die Freundin mit großer Ruhe, machte eine Pirouette auf dem Absatz und ging in ihre Stube.

Der Erwartete war endlich angekommen, und am Theetisch wurde es Liesbeth vergönnt, ihr Ideal wiederzusehen! Sie gab sich, als sie an diesem Abend im Begriff war, einzuschlafen, mit innerer Befriedigung das Zeugniß, daß sie sich tadellos benommen hätte.

„Er“, im Tagebuche so: ER (mit zwei großen lateinischen

Buchstaben) bezeichnet, war zwar womöglich noch bezaubernder geworden seit ihrer ersten Begegnung, und als er ihr vorgestellt wurde, konnte sie sich eines höchst peinlichen, wie ihr schien, bis in die Augäpfel sich erstreckenden Erröthens nicht erwehren, welches, schlecht gerechnet, drei Minuten lang anhielt — aber sie erwiderte, trotz dieses verhassten Uebelstandes, seine Verbeugung gerade so kurz, so gehalten und so obenhin wie die meisten siebzehnjährigen Damen, die auf die Wahrung ihrer weiblichen Würde eifrig bedacht sind.

Er hatte nicht viel mit ihr gesprochen an jenem ersten Abend da die Seinigen ihn natürlich sehr in Anspruch nahmen, aber ab und zu sah er sie flüchtig und mit einer Art von fragendem Blick an, als wollte er sagen: „Wo der Teufel habe ich doch dieses allerliebste Mädchen schon einmal gesehen?“ was für Liesbeth jedesmal eine wahre Folterqual bedeutete.

Ob er sich innerlich über die Sache noch weiter den Kopf zerbrach, mußte dahingestellt bleiben. In jedem Falle begann er vom folgenden Tage an, dem jungen Gäste des Hauses seine besonderen Aufmerksamkeit zu widmen. Derselben vertiegt sich schon in den ersten vierundzwanzig Stunden bis zum Wollhalten, was stets als ein äußerst bedrohliches Anzeichen zu betrachten ist.

Die kurze Zeit, die Liesbeth noch im Hause des Generals vergönnt war, gestaltete sich denn von Tag zu Tag reizender und bedeutamer, und ihre heldenhafte Veruche, die süßsten Hoffnungen und Pläne ihres Herzens vor sich selbst für „Blödsinn“ zu erklären, wurden merklich schwächer und lebensunfähiger.

Am Tage vor der drohenden Abreise sollte noch ein kleines Tanzfest stattfinden, und die Mädchen saßen am Fenster zusammen und nähten Cotillonschleifen aus buntem Band.

„Du!“ begann Lina nach einem ziemlich langen beiderseitigen Stillschweigen.

Liesbeth erhob die Augen von der Arbeit. „Was giebt's?“

„Wie findest Du Kurt?“ frag Lina mit einem kleinen Triumphblick in den Augen, der ihrer Freundin nicht entging.

Liesbeth wendete eine wahrhaft übermenschliche Selbstbeherrschung an, um nicht roth zu werden — es glückte — ausnahmsweise glückte es!

„Nun?“ wiederholte Lina, als ihre Frage unbeantwortet blieb, „ich will wissen, wie Du Kurt findest?“

„Ganz nett!“ sagte Liesbeth herablassend.

Lina sah sie sprachlos an.

„Ganz nett?“ wiederholte sie in schneidendem Ton, „nun, das nimm mir nicht übel — das ist wirklich großartig!“

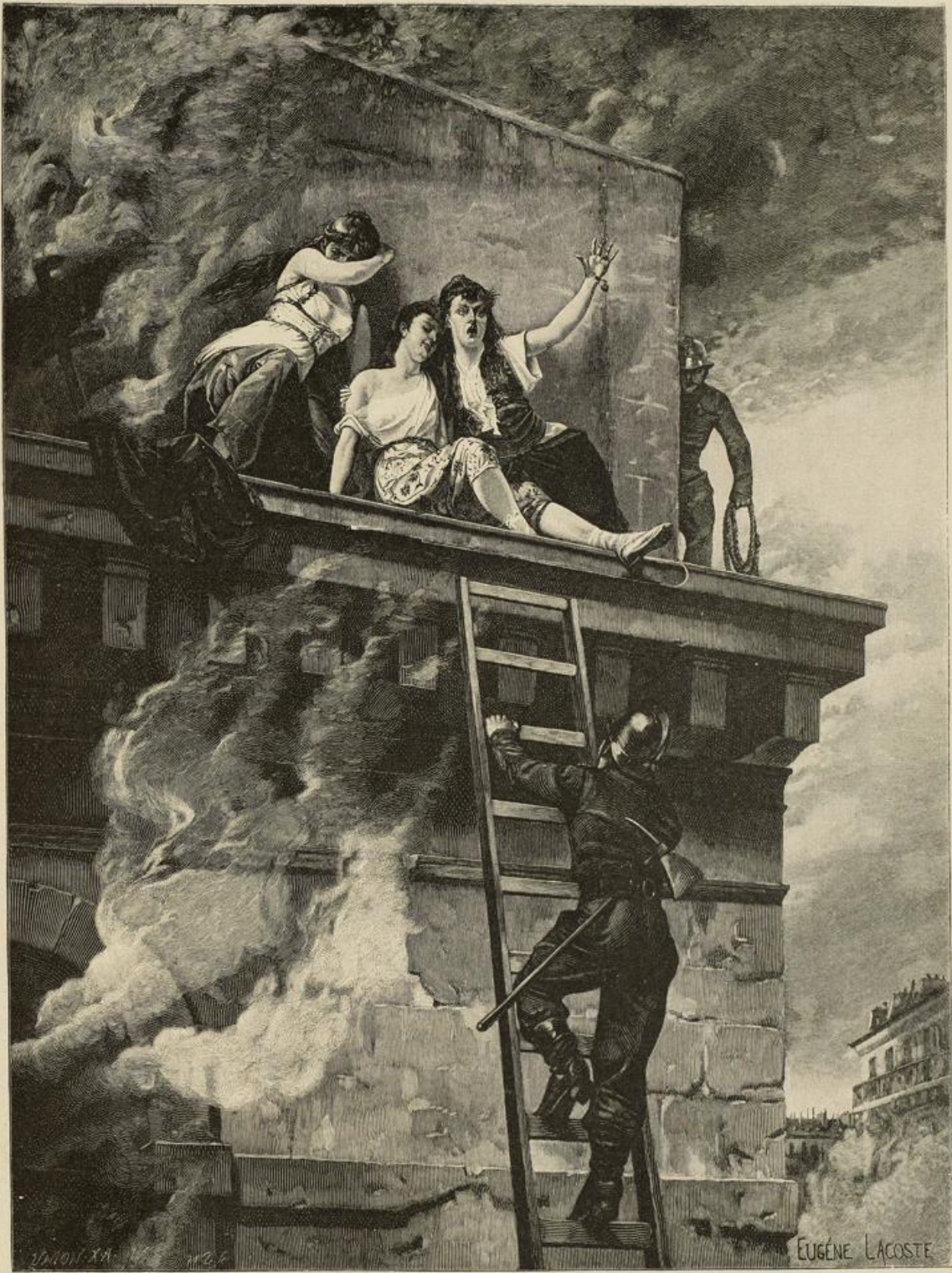
In diesem Augenblick zeigte sich der Besprochene in der Thür.

„Darf man in diese hochwichtige Konferenz eintreten?“ frag er lachend, als beide jungen Damen bei seinem Erscheinen verstümmten, „oder werden hier Geheimnisse verhandelt?“

„Gar nicht!“ sagte Lina mit einem boshaften Blick auf die Freundin, „Liesbeth hat Dir nur soeben Dein Zeugniß ausgestellt!“



Da lag er schon auf einem Knie, hob das Bettelarmband auf und hielt es ihr hin.



Die letzte Zuflucht.

Nach einem Gemälde von E. Lacoste.

„Seit Sexta eine unangenehme Sache für mich!“ bemerkte Kurt ernsthaft. „darf ich fragen, wie es ausgefallen ist?“
„Sie hat gesagt, Du wärst ganz nett!“ gab Vina zur Auskunft, stand auf und ging hinaus.

Die beiden blieben allein und schienen zunächst von ihrer Unge störtheit wenig Vortheil ziehen zu wollen, denn keines von beiden sprach ein Wort.

Liesbeth nähte mit einem Eifer, als sollte sie ihr Brot damit verdienen, daß sie Cotillonschleifen anfertigte; das versäumte Noth werden von vornhin hatte sich jetzt mit wahrhaft lähmender Heftigkeit eingestellt — sie hoffte im stillen, daß ihre Stellung mit tief gesenktem Kopf diese peinliche Thatsache verbergen würde.

Der junge Mann hatte in einem Sessel ihr gegenüber mit ver schränkten Armen Platz genommen und sah sie lächelnd an.

„Ganz nett,“ sagte er dann, „nun, das ist ja immer schon etwas!“
„Das finde ich auch!“ brachte Liesbeth mühsam hervor. Sie fühlte sich namentlos beängstigt unter dem nachdenklich prüfenden Blick ihres Gegenübers und richtete mit der Schere erbarmungslose Verheerungen unter dem bunten Bande an.

Das Bettelarmband klirte bei ihren unruhigen Bewegungen.

„Darf man das Armband einmal bewundern?“ fragte der junge Mann harmlos und streckte die Hand danach aus, „ich habe gehört, die jungen Damen wissen darin ganz besonders raffinierte Dinge zu erfinden!“

„Um keinen Preis!“ rief Liesbeth, ganz blaß werdend, „das darf niemand sehen!“

„Hoho!“ sagte der Lieutenant, belustigt durch ihren Eifer, „das scheint mir ja eine gefährliche Sache zu sein! Aber ich bin distret — ich bringe das Gespräch auf etwas anderes.“ fuhr er scheinbar ganz unbefangen fort, „ich wollte Sie schon dieser Tage immer nach jemand fragen — darf ich?“

Liesbeth fühlte alle Särden des Geächteten über ihrem Haupte.

„Bitte!“ erwiderte sie fast unhörbar.

„Als ich vor zwei Jahren durch A . . . kam,“ begann er langsam, indem er seine Augen noch immer fest auf ihrem Gesicht ruhen ließ, „und den vergeblichen Versuch unternahm, Ihrem Herrn Vater meine Aufmerksamkeit zu machen, da war bei Ihnen gerade großes Schauerfest!“

„So?“ erwiderte Liesbeth anscheinend sehr verwundert.

„Ja, denken Sie mal!“ fuhr er gemüthlich fort, „und die Damen der Familie waren natürlich nicht sichtbar!“

„Natürlich!“ wiederholte Liesbeth mechanisch.

Kurt bückte sich tief, um ihr in die Augen zu sehen — ein erfolgloses Unternehmen, denn die dichten, schwarzen Wimpern hoben sich auch nicht um eine Linie weit.

„Da hatten Sie solch ein allerliebtestes Stubenmädchen,“ sagte er lachend, „sie hieß Christel — was ist denn aus der geworden?“

Liesbeth warf einen hilflosen Blick umher und suchte nach einem Vorwand, das Zimmer zu verlassen — sie antwortete nicht.

„Ist sie noch bei Ihnen?“ fragte der erbarmungslose Gegner weiter.

„Nein!“ murmelte Liesbeth.

Der Lieutenant lehnte sich in seinen Sessel zurück und sah zur Decke empor.

„Schade,“ meinte er nachdenklich, „es war das niedrigste Persönchen, das ich jemals gesehen habe!“

Liesbeth schwieg.

„Sie wird gewiß auch eine gute Hausfrau

werden,“ bemerkte der Lieutenant mit einem halb ernsten, halb neckenden Blick auf das Mädchen, „meinen Sie nicht?“

„Ich hoffe!“ erwiderte Liesbeth tapfer, mit dem Muth der Verzweiflung.

„Ich hoffe auch!“ sagte der junge Mann jetzt in einem plötzlich ganz ernsthaften Ton, „und wissen Sie, was ich mir eigentlich ausgedacht habe?“

„Nein — das kann ich doch unmöglich wissen!“ stammelte Liesbeth mit einem letzten Versuch, unbefangen zu sein.

„Ich wollte immer nur ein Mädchen heirathen wie jene Christel,“ gab er ruhig zurück, „glauben Sie, daß sie mich nehmen würde?“

Liesbeth stand hastig auf — die Bandschleifen flatterten wie aufgeschreckte Vögel von ihrem Schoß herunter zur Erde.

„Das weiß ich nicht!“ flüsterte sie fast unhörbar.

Er lachte etwas verlegen.

„Nun wahrhaftig, ich weiß es auch nicht!“ sagte er und stand auf, „aber wie denken Sie denn darüber?“ fuhr er fort und faßte die Hand mit dem Bettelarmband, die Liesbeth ihm nicht entzog.

„Fragen Sie sie doch!“ erwiderte sie und hing den Kopf.

Da ging das Bettelarmband auf und fiel klirrend zur Erde — er lag schon auf einem Knie, hob es auf und hielt es ihr hin.

„Ich habe noch keine Antwort,“ setzte er dringend hinzu.

„Sehen Sie sich doch das an!“ flüsterte Liesbeth in tiefster Verlegenheit.

Er hielt das kleine, rasseln de Ding in der Hand und warf einen verständnißlosen Blick darauf.

„Ich begreife nicht!“ sagte er dann und zuckte die Achseln.

„Das ist ja die Mark, — die Sie — die Sie — die damals die Christel als Trinkgeld bekommen hat,“ rief Liesbeth und machte nach diesem Bekenntniß einen fähnen Versuch, an ihm vorbei zur Thür zu gelangen.

Aber er hielt sie fest.

„Liebe Liesbeth!“ sagte er mit ganz unsicherer Stimme und seufzte Augen, „aber wissen Sie — das finde ich furchtbar rührend von Ihnen!“

Und als Vina fünf Minuten später wieder ins Zimmer kam, fand sie ein glückseliges Brautpaar, und die Cotillonschleifen lagen alle am Boden. Sie konnte sich in ihrer stürmischen Freude über diese Wendung der Dinge aber doch nicht enthalten, triumphierend zu bemerken: „Habe ich Dir's nicht gleich gesagt, Liesbeth, daß Du Dich in ihn verlieben würdest?“

„Als wenn ich das jetzt erst gethan hätte!“ rief Liesbeth glücklich und unvorsichtig.

Die Eltern unserer kleinen Freundin waren zuerst nicht sehr entzückt über das Ergebnis dieses Ausfluges in die Welt. „Kaum hat man etwas an den Töchtern, da verloben sie sich — natürlich!“ brummte der Oberstlieutenant.

Aber dieses „natürlich“ hatte doch einen starken Beigeschmack von Wohlgefallen und geschmeichelter väterlicher Gütekeit.

An Liesbeths Polsterabend trat die „Christel“ natürlich in höchstweiger Person mit Staubtuch und Besen auf und gab allen anwesenden jungen Damen den Rath, bei vorkommenden Schauerfesten ja fleißig Hand anzulegen — wie Figura zeige, sei das oft eine ganz glänzende Spekulation.



Blätter und Blüten.

Der Jugendgarten. Zum fünfzehnten Male tritt der „Jugendgarten“ hinein in die weihnachtsfrohe Welt, seinen jungen Freunden, denen, für die er bestimmt ist, eine gewiß willkommene Gabe, aber auch seinen alten Freunden eine Quelle erfreulicher Gedanken. Ist er doch stets von neuem eine lebendige Erinnerung an die unvergeßliche Ottilie Wildermuth, aus deren Händen einst die ersten Bände hervorgingen, und wenn etwas das Schmerzliche, was eine solche Erinnerung immer in sich birgt, vergessen lassen kann, so ist es die Thatsache, daß ein Stück ihres Geistes fortlebt eben in dem „Jugendgarten“, welcher von ihren Töchtern mit so verständnißvoller Pietät und engverwandter Begabung fortgeführt wird. Den Inhalt des fünfzehnten Bandes im einzelnen hier durchzusprechen, würde zu weit führen; denn es ist eine auch dem Umfange nach recht stattliche Festgabe, welche von der Verlagshandlung schön und geschmackvoll ausgestattet worden ist. Die Herausgeberinnen, Adelheid Wildermuth und Agnes Wilms, haben Gedichte und Erzählungen beigezeichnet, andere Erzählungen stammen von Julius Weil, G. Reuter, Sally von Müts; eine Vögelgeschichte von Duntl, Märchen von Luise Rünigk und Anna Fromm, geschichtliche und naturwissenschaftliche Skizzen schließen sich an. Marie Silling verwebt allerlei Kenntniß und Erfahrung in einen amnuthig geschriebenen Briefwechsel zwischen Tame und Nichte, ein kleines Theaterstück von Helene Binder, „Knecht Ruprecht auf dem Heimwege“, eignet sich zur Aufführung in den Weihnachtsferien, und zahlreiche Räthsel liefern Stoff zum Kopfzerbrechen an den langen Winterabenden. So ist also für viele Wünsche und Bedürfnisse gesorgt, und zwar gesorgt in jenem wohlthunenden Geiste von Amnuth und innerer Gesundheit, wie er allein des Namens werth ist, der noch immer auf dem Titelblatt des „Jugendgartens“ prangt, des Namens Ottilie Wildermuth.

Der Anklöpsel. (Mit Abbildung S. 805.) Einst wurde Schwaben von einer furchtbaren Pest heimgesucht. Jeder sperrte sein Haus ab und jeder fürchtete sich, von dem anderen angesteckt zu werden. Ganze

Häuser, ganze Straßen und Orte starben aus, und niemand wagte, dem andern zu Hilfe zu kommen. Endlich ließ die Seuche nach, und wenige Gesundgebliebene gingen von Haus zu Haus und warfen Erbsen an die Fenster. Heute dann von drinnen eine Antwort, so war noch Leben im Hause; wo nicht, so war alles ausgestorben. Später klopfen sie dann an die Fensterläden, und ein „Bergelt's Gott!“ lohnte ihnen. Zum Andenken an diese Menschenfreunde feiert man angeblich alljährlich die Klöpfinstage, Klöpfnächte, Anklöpfere oder Bodelnächte (von bosten = lärmern, toben). Unter diesem Namen versteht man die drei beziehentlich vier Adventsdonnerstage, deren letzter auch der Vosenpfnitztag, d. h. der Voosdemerstag, heißt, und ganz Süddeutschland kennt sie.

Der Sagenforscher aber weiß eine bessere Deutung. Der Brauch hat nichts mit der Pest zu thun. Das Anklöpfen an die Fensterläden ist der letzte Rest toller Umzüge, die dereinst üblich waren und die jedenfalls die Umzüge der Götter in der heiligen Zeit der Winterferienwende nachbilden sollten. An einigen Stellen haben sich dieselben auch wirklich noch erhalten. In der Umgegend von Meran besuchten sich an den Klöpfelabenden gute Bekannte und ergötzen sich wieder an Brot, Bursch, Wein und Obst. In Marienthal ziehen noch jetzt die Burschen herum und singen:

„Heut' ist die heilige Klöpfelnacht,
Wo man Nudel und Küchel backt,
Nudel heraus, Küchel heraus,
Oder wir schlagen ein Loch ins Haus!“

Das Prachtstück der Klöpfelnächte aber ist der Anklöpfelstiel in Pillersee. Zwei kräftige Burschen nehmen ein Lattengerüst auf die Schultern; es ist durch eine Decke verhüllt und ein Sattel liegt darauf. Kopf und Oberkörper sind unsichtbar und nur die vier Beine des neuankommenden Thieres kann man sehen, das durch einen aufgesteckten Gabelstiel noch vervollständigt wird. Ein lustiger Reiter schwingt sich auf den Rücken des Gels; neugierig geht würdigen Schrittes der „Eigentümer“ nebst dem Fuhrmann, und Hagemer, Landstreicher, Heren, Pillerthaler, Delträger, Quackalber und ein Thierarzt bilden sein Gefolge. Gemessen bewegt sich der Zug durch das Dorf. Hier und da wird dem Gel eine Krippe mit Wasser zum Saufen hingestellt, aber stolzen Sinnes verschmäht er den Gänseweim.

Jetzt geht's in die Bauernstuben. Kaum ist man in das Zimmer eingetreten, das dicht mit Zuschauer gefüllt ist, so wird der Gel krank, er fällt auf die Kniee und ist durch nichts zu bewegen, wieder aufzustehen. Wasser und Heu mag er nicht. Er „hat“ nämlich. Der Eigentümer wrürgelt den Fuhrmann, weil dieser den Gel habe krank werden lassen, und der Fuhrmann wendet sich an den Quackalber. Aber die Kuren verschlimmern nur die Krankheit; der Gel legt sich ganz hin und streckt alle Beine von sich. Jetzt greift der Thierarzt ein. Eine Bursch — und der Gel erholt sich zusehends. Eine Flasche Schnaps — und er ist bereits wieder auf den Knien angelangt. Eine zweite Flasche, und er ist wieder ganz gesund, so daß er in seine beiden lebendigen Häften getheilt an dem nun folgenden Mahle theilnehmen kann. Die dabei geführten Gespräche sind typisch und wiederholen sich jedes Jahr. Aber eins wechselt, und das sind die Scherze und Hänseleien, welche eingeflochten werden und an denen fast alle Anwesenden zu schinden haben.

Der Zählkommissar im Hinterhause. (Mit Abbildung S. 813.) Es ist keine Kleinigkeit, Millionen zu zählen. Ein zungenfertiger Mensch kann bei deutlicher Aussprache der Zahlen in einer Minute etwa bis 200 gelangen. Er braucht also, um eine Million zu zählen, rund 5000 Minuten oder 83 1/2 Stunden oder 8 volle Arbeitstage. Wolte er bis zur Höhe der letzten Bevölkerungszahl des Deutschen Reiches mit rund 47 Millionen weiterzählen, so müßte er sich schon 3916 1/2 Stunden bemühen, er würde also schon in einem ganzen Jahre nicht mehr fertig. Und nun sollen am 1. Dezember d. J. diese 47 Millionen sammt dem Zuwachs seit 1885 nicht bloß gezählt, sondern auch aufgeschrieben, nach Namen, Stand, Religion und allerlei anderen Gesichtspunkten bestimmt und verzeichnet werden — wach eine Riesenaufgabe! Kein Wunder, daß, um diese Millionenanzahl zu bewältigen, fast wieder Millionen von Zählern erforderlich sind!

Die Beamten, die sonst wohl mit der Bevölkerungsstatistik beschäftigt sind, reichen natürlich bei der alle fünf Jahre wiederkehrenden allgemeinen Volkszählung lange nicht aus, und so ist es üblich geworden, in allen größeren Gemeinden freiwillige Hilfskräfte heranzuziehen, Leute, die wöglich über freie Zeit verfügen, die vermöge ihrer Bildung dazu befähigt sind, den Zweck der Zählung richtig zu verstehen, die Formulare richtig anzuwenden und die richtigen Fragen zu stellen. Denn es ist gar nicht immer so leicht, den Zählkommissar zu spielen. Er hat mit gar viel Unklarheit, Unverständnis, ja nicht selten geradezu mit bösem Willen zu kämpfen; wenn so ein gut gefeilter, herrlich ansehender Eindringling in die Hinterhäuser und in die Dachstuben kommt, zu den Armen und Gebrechen, da begegnet er oft dem bittersten Argwohn. „Es ist ja doch bloß wieder wegen der Steuer“ denkt der und jener und es bedarf unständlichen Zuredens und Beschwichtigens, bis endlich die nötigen Angaben zögernd und vorsichtig gemacht werden.

Nun, so gefährlich steht es nicht in dem Hinterhause, in welches unsere Skizze uns einen Blick thun läßt. Hier ist der selbstlose Herr, der sich als Zählkommissar hergegeben hat, lediglich Gegenstand einer kindlichen Neugierde. Ja, fast will es scheinen, als ob der Herr Kommissar seine Arbeit in diesem Hause ganz interessant fände, als ob er sich gar nicht übermäßig beeilte, mit seinem Auftrag zu Ende zu kommen, und recht gerne die liebliche junge Frau weiter examinierte, die, ihr Jüngstes aus dem Arme, ihm kurz und sachlich Auskunft giebt. Er ist wohl noch mit dem Reiz dieser Volkszählung in Berührung gekommen, kennt sie nur vom Hörensagen und hat sich kein besonders günstiges Bild von ihnen gemacht. Nun ist er eingetreten in diese bei aller Enge doch sanftere Stube, sieht das trauliche Zusammenleben der drei Generationen, bemerkt mit Freunden die munterlich erzogenen Kinder und bewundert den ruhigen Anstand der jungen Mutter — und für seinen ausgefüllten Fragebogen, für seine Zahlen und Vermerke, die er mitnimmt, hat er etwas zurückgelassen in dem schlichten Hinterhause — ein Vorurtheil.

Neue Porzellanmalvorlagen. Wir haben in Nr. 18 d. Jahrg. Gelegenheit genommen, unseren Leserinnen zwei Vorlagenhefte für Porzellanmalerei von Göppinger (München, Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung) zu empfehlen. Heute nun, wo das ganze Welt in 4 Lieferungen vorliegt, können wir gern auf dies höchst zeitgemäße Unternehmen zurück. Was bisher der Privatleiß mühsam in Gewerbemuseen und Sammlungen aufsuchen mußte, die edlen Muster der alten Porzellanmalerei, das wird hier als systematisches Ganzes geboten. Da sind die Blumenstücke von Sevres, Meissen und Frankenthal, für Schüsseln und Platten berechnet, die zierlichen Streublümchen in bunt und einfarbig, ein wahrer Reichthum der verschiedensten Bouquets und Ranken. Neu hinzu kommen jetzt in den beiden ausgegebenen Heften: kleine Vogelgruppen, Blumen und Insekten in Goldcartouchen, dann allerliebste kleine Landschaftchen für Dosen und figurliche Darstellungen nach alten Meißner Tassen und Platten. Eine ausführliche Anweisung für den Gebrauch der Porzellanfarben und die Farbmischung für das Brennen macht es auch der ungenübteren Hand möglich, sich einzuarbeiten und bald erfreuliche Erfolge zu erlangen.

Wir wüßten kaum einen andern Zweig weiblicher Kunstfertigkeit, der so lohnend wäre wie das Porzellanmalen. Bisher fehlte es freilich sehr an guten Mustern; aber nun ist diesem Uebelstande auf wirklich ausgezeichnete Weise abgeholfen. Die Ausstattung des eleganten Müppchens macht es zu einem sehr reizenden Weihnachtsgeschenk. Außerdem aber hat die Verlagsbuchhandlung die dankenswerthe Einrichtung getroffen, daß alle Blätter zu billigem Preise einzeln zu kaufen sind. Wir wollen sie hiermit allen Freunden der Porzellanmalerei aufs beste empfehlen haben!

Die letzte Insult. (Zu dem Bilde S. 817.) Ein Theaterbrand! — Seit dem entsetzlichen Unglück vom 8. Dezember 1881, da das Wiener Ringtheater in Flammen aufging, zittert die Welt noch bei dem Worte „Theaterbrand!“ und es giebt in der That nichts Schrecklicheres. Ein leiser, verdächtiger, brandiger Geruch — ein Schredenruf: „Feuer!“ — und in wenigen Minuten, Sekunden ein flammendes und qualmerfülltes Haus, eine Stätte namenloser Wirbels und lähmender Todesangst! Und es ist nicht bloß die äußere Lebensgefahr an sich, die das Entsetzen weckt, auch wenn man sich nur in Gedanken eine solche Katastrophe ausmalt. Es ist noch mehr last der schneidende Gegensatz zwischen zwei Augenblicken, die so nahe beieinander liegen wie der ein- und ausgehende Athem. Eben noch fröhliche Lust, heiterer Flitter, Glanz und Freude — jetzt martererschütterndes Nothgeschrei, zerrutene Menschenleiber, Tod und Grab — eben noch sorgloses Genießen — jetzt der Kampf um die Selbsterhaltung in seiner gräßlichsten Gestalt! Das ist es, was auf das menschliche Empfinden so tief erschütternd wirkt, was aber auch einem Theaterbrand eine Art von furchtbarer Romantik verleiht.

Auch unser Bild stellt einen Akt aus einem solchen grauenvollen Drama dar. Drei Mädchen, Darstellerinnen von solennen Operettenrollen, haben sich durch eine schmale Fensterlücke auf den obersten Dachsim des brennenden Theaters gerettet. Sie waren eben in der Garderobe mit dem Umkleiden beschäftigt, als das verheerende Feuer losbrach, und mit dem Instinct der Todesangst haben sie, nur nothdürftig bekleidet, diese letzte Zuflucht gefunden. Da schweben sie zwischen Himmel und Erde, von dem rosenben Element undroht, das unter ihnen zu dem hohen Bogenfenster herauszüngelt und bereits den Holzrahmen des Fensters ergriffen hat, das ihnen eben noch den Weg ins Freie gebahnt und sie vor dem Tode des Ersticken behütet hat. Schon ist eine von ihnen ohnmächtig zurückgesunken, aber die gellenden Nothrufe der andern hindern nicht ungehört verhallen. Von zwei Seiten, von unten her auf der Leiter und um die Ecke des Daches, nähern die braven Feuerwehrleute — die Retter. Und das mildert den schreckensvollen Anblick der Scene, wir wissen, daß nur noch wenige Sekunden vergehen werden und die verweifelnden Geschöpfe fühlen sich von starkem Arm ergriffen und sicheren Tritts Sprosse für Sprosse hinabgetragen auf die rettende Erde.

Im Mondenschein. (Zu dem Bilde S. 809.) Wer hat ihn nicht empfunden, den wunderbaren Zauber der Sage vom Lurleiessen, den Reize in sein unsterbliches Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ gebannt hat. Wer vermag es, ohne ahnungsvolle Schauer auf den Fluthen des Rheintrons vorbeizufahren an dem trübigen Fels, auf dem die Phantastie ihm die schönste Jungfrau im goldenen Haare erscheinen läßt. Ist es ein Wunder, daß ein solch mächtiger Luell überwältigender Roesie sich vor allem dem Dichter erschließt, dem Dichter, der berufen ist, die schlummernde Märchenprinzessin, die Sage, zu wachendem Leben zu wecken, und dem Künstler, der die Kraft in sich hat, ihre Gestalt in sichtbarer Leibhaftigkeit vor das Auge zu rufen?

So haben denn auch ein Dichter und ein Künstler zusammengewirkt, ein Werk zu schaffen, das den vollen Reiz der Lurleiage über uns ausgießt. Zu der Dichtung „Lurlei“ von Julius Wolff hat Wilhelm Kray einen Cyklus von zwölf Bildern geschaffen, die in einer Prachtausgabe bei Franz Hanfstaengl Kunstverlag A. G., München, erschienen sind.

Freilich hat Kray seine Arbeit nicht selbst zu Ende führen dürfen; er ist darüber gestorben, und es blieb die verantwortungsvolle Aufgabe L. W. Hempels, das Begonnene im Sinne des Meisters zu vollenden. Daß es ihm gelungen ist, zeigt das fertige Werk, aus dem wir unsern Lesern eine Probe vorlegen.

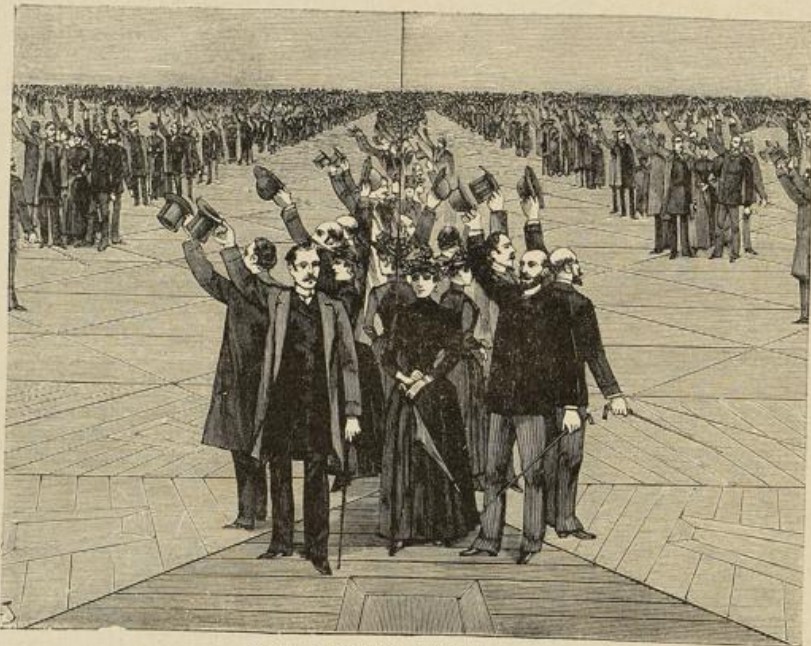
Im schwanken Rahne beim Vollmondenschein hat der junge Graf Lothar die zauberhafte Maid Lurlei gefunden und ihre Liebe gewonnen. Voll Hingebung spricht sie die Worte:

„Das hat' ich nicht geglaubt,
Daß Liebe so beglückt,
So selig machen kann,
Und Sinn und Verstand berücken,
Du einzig lieber Mann!“

Aber der wankelmüthige Graf verläßt sie schände, und nun lechzt sie zurück, von wo sie gekommen, in die Tiefe des Rheins zu ihrer Mutter Jagone, und Rache „an ihm und allem ohne Wahl, was Mann heißt in der Sonne Strahl“ ist fortan ihre Lösung.

Eine künstliche Volksmenge. (Mit Abbildung.) „Was ist das für ein sonderbares Bild?“ so hören wir den Leser fragen, der diese Seite der „Gartenlaube“ aufschlägt. Welch eine riesige Menge Menschen, wie eigenhämlich ihre Anstellung, wie merkwürdig glatt die Ebene, auf der sie stehen! Wie fesselnd die Gleichartigkeit in den Bewegungen der Personen und welche Regelmäßigkeit in dem scheinbaren Wirrsal!

In der That ist der Anblick, den unsere Bignette bietet, geeignet, rathlose Verwunderung hervorzurufen, und wir können gestehen, daß auch wir zunächst dieses Schicksal theilten, als wir zuerst des Bildchens in dem „Neuen Universum“ ansichtig wurden. Nach der Natur dieses Werkes, welches es sich zur Aufgabe gemacht hat, die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, insbesondere den technischen, in einer für Haus und Familie faßbaren Form alljährlich mitzutheilen, lag allerdings der Verdacht nahe, daß es sich bei dieser „Volksmenge“ um irgend einen optischen Kunstgriff handeln werde. Und so war es auch. In Wirklichkeit besteht nämlich dieses Massenangebot von Menschen aus — drei Personen; alles übrige aber, die unendliche Vielvervielfältigung dieser Drei, belohnt der Spiegel. Es sind nämlich drei große Spiegelscheiben ohne Rahmen derart aneinander gestellt, daß ihre Grundlinien ein gleichseitiges Dreieck bilden. Angenommen nun, es tritt eine Person in das Innere dieses Prismas, so spiegelt sie sich zunächst in jedem der drei Gläser einmal ab; diese Spiegelbilder selbst aber werden wieder je einmal von jedem der beiden andern Spiegel wiedergegeben, und so geht es fort bis zu unendlichen Wiederholungen — die künstliche Volksmenge ist fertig. Sie verrieth freilich ihre Künstlichkeit durch die



Eine künstliche Volksmenge.
Aus dem „Neuen Universum“.

Symmetrie ihrer Anordnung, es fehlt den einzelnen Mitgliedern dieses „Volks“ entschieden an Individualität, denn sie gleichen sich alle auf ein Haar; wenn sich aber statt einer Person drei, wie auf unserem Bilde, oder gar sechs in den prismatischen Raum begeben, der zu diesem Zwecke durch eine Luke im Fußboden oder von oben her zugänglich gemacht werden muß, so kann die Täuschung eine vollkommene werden. Das Ganze ist jedenfalls ein höchst interessantes optisches Experiment, eine Anwendung des unserer Jugend wohlbekanntesten Kaleidostops im Großen.

Ihenerer Schnee. Mit den ersten Flocken stellt sich bei den Eisenbahnlauten von Beruf die Sorge ein — die Sorge um Aufrechterhaltung des Verkehrs. Au und für sich hat ein Schneefall nicht viel zu bedeuten. Geseht sich zu den federteichtesten Anstalten aber ein scharfer Nordwest, Südwest oder Nordost, dann ist es gefehlt; die Schneeverwehung ist unausbleiblich. Nun wird der Schneeflug hervorgehakt, Tausende geschäftiger Hände werden um hohes Geld gedungen; das Sandwerk der Schneeschipper kommt wieder zu Ehren.

Der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen läßt regelmäßige Aufzeichnungen über die für Begränzung des Schnees aufgewendeten Kosten machen. Dieselben betragen auf den Bahnen des Deutschen Reiches während des Winters 1888/89 nicht weniger als 3 745 722 Mark, davon entfallen auf den Bezirk Bromberg allein 851 390 Mark. 1887/88 erscheint ein Betrag von 3 653 768 Mark, 1886/87 ein solcher von 1 808 568 Mark. Die österreichisch-ungarischen Bahnen gaben zu demselben Zwecke aus 1888/89 3 516 341 Mark, 1887/88 1 963 044 Mark, 1876/87 2 166 045 Mark.

Inhalt: Sonnenwende. Roman von Marie Bernhardt (13. Fortsetzung). S. 805. — Der Kalliopeleier. Bild. S. 805. — Im Mondenschein. Bild. S. 809. — Eine Großthat der Wissenschaft. Robert Koch und die Heilung der Lungenschwindkrucht. S. 808. — Robert Koch. Bild. S. 812. — Ein Bild von der Volkszählung. Der Vorkommnisse der Pläter und Wälder. Der Jagdgarten. S. 818. — Der Anklöbeleier. S. 818. (Zu dem Bilde S. 805.) — Der Bäckerkommissar im Hinterhauk. S. 819. (Zu dem Bilde S. 813.) — Rene Borzellanvorklagen. S. 819. — Die letzte Justiz. S. 819. (Zu dem Bilde S. 817.) — Im Mondenschein. S. 819. (Zu dem Bilde S. 809.) — Eine künstliche Volksmenge. Mit Abbildung. S. 820. — Ihenerer Schnee. S. 820.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:
G. Marloff's Romane und Novellen.



Illustrierte Gesamt-Ausgabe.
Behnter Band: „Thüringer Erzählungen“.
Mit diesem Bande liegt die Gesamt-Ausgabe von Marloff's Romanen nunmehr vollständig vor.
Zur Aufnahme der 10 stattlichen Bände hat die Verlagshandlung eine feine englische Leinwand-Truhe mit Goldprägung herstellen lassen, und kostet die vollständige Sammlung:
10 Bände, elegant gebunden, in Kassette 40 Mark.
In diesem geschmackvollen Arrangement bildet die Illustrierte Marloff ein hervorragend schönes und wertvolles Festgeschenk für Weihnachten und andere Gelegenheiten.

Inhalt: Bd. 1. „Das Geheimniß der alten Mamsell.“ Mit Illustrationen von C. Koch. — Bd. 2. „Das Heideprinzchen.“ Mit Illustrationen von Erdmann Wagner. — Bd. 3. „Reichsgräfin Gisela.“ Mit Illustrationen von J. Kleinmichel. — Bd. 4. „Im Schillingshot.“ Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. — Bd. 5. „Im Hause des Kommerzienrates.“ Mit Illustrationen von H. Schlitt. — Bd. 6. „Die Frau mit den Karfunkelsteinen.“ Mit Illustrationen von C. Joppf. — Bd. 7. „Die zweite Frau.“ Mit Illustrationen von A. Jid. — Bd. 8. „Goldelze.“ Mit Illustrationen von Wilhelm Claudius. — Bd. 9. „Das Eutenhans.“ Mit Illustrationen von C. Joppf. — Bd. 10. „Thüringer Erzählungen.“ („Amtmanns Wagd“, „Die zwölf Äpfel“, „Der Blaubart“, „Schulmeister's Marie“). Mit Illustrationen von M. Flasar, E. Herger und A. Mandlik.

In den meisten Buchhandlungen vorrätig. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die
Verlagshandlung von **Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.**

Gerausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Erdner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.



Nach dem Original-Gemälde von René Reinicke.

Das Kunstinstitut v. Frau Weyer, Stuttgart

Zum Weihnachtsball.
Weihnachtsgruß der Gartenlaube an ihre Leser.

